

Der Sonntag

Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Sonntag, 8. Oktober 1933.

Der Ring / von Wilhelm Scharrelmann.

Es gab kaum einen Gegenstand, der nicht im Laden des alten Steen zu finden gewesen wäre. Da standen und lagen tausende von Dingen über- und untereinander, schadhafte Möbel mit verblissenen, staubigen Bezügen, Leuchter, Porzellanfiguren, alte Gipsfiguren, Delster-Keller, Wandbilder und Spiegel, Gewebe, Stuhl- und Hauslaternen, Wand- und Tischuhren, Vogelkäfige, silberne Kaffel, alte Waffen, Brillen und Ferngläser, alles Schuhwerk und gebrauchte Kleidungsstücke aller Art. Unter einem gläsernen Klappdeckel, säuberlich von den übrigen Sachen getrennt, aber prangten goldene Broschen, Armabänder, Ketten und Ringe, die Steen einmal in Zahlung genommen, oder als Pfand behalten hatte. Besonders zahlreich waren die Ringe. Da waren große und kleine, schmale und breite, mit Steinen besetzte, prächtig und ganz schlichte, beschriebene Ketten, dünn und abgeschliffen vom langen Tragen und der Arbeit, die die Hände verrichtete, die einen solchen Ring getragen hatten. Man sah ihnen an, daß nur die bittere Not sie in Steens Laden geführt hatte.

Jeder dieser Ringe hatte seine Geschichte. Aber die Geschichten waren nicht alle gleich leicht zu lesen. Einige ließen ihre Schicksale schon bei flüchtigem Betrachten erraten, wie bei manchen Menschen, denen man die Geschichte ihres Lebens vom Gesicht ablesen kann. Andere blieben auch bei aufmerksamem Betrachten verschlossen, kumm und geheimnisvoll. Aber alle waren einmal in Liebe geschenkt und in Liebe getragen worden, und fast alle hatten Tage erlebt, an denen die Hände, die sie getragen, darauf geschworen hätten, den Ring nie wieder zu lassen. Wenn die Geschichten dieser Ringe einmal erzählt würden, — wieviel vergessene Liebe, verwehnte Leidenschaft und schleichende Rache, wieviel herzbedrückende Angst und Not, wieviel Hochmut, Leichtsinns und seufzende Ergebung würden darin mitsprechen. Nun lagen sie in einem verstaubten Sammetkasten unter einem gläsernen Deckel und warteten auf den Tag, der sie wieder ins Leben hinausführen sollte.

Das kam nicht so selten vor, als man hätte meinen sollen. Steen war nicht allzu teuer mit seinen Ringen. Er begnügte sich mit geringerem Ruhm und zahlte selbst nicht mehr als irgend nötig für die Ware.

Während des Krieges mehren sich die Ringe in Steens Kasten von Woche zu Woche. Immer seltener aber wurde es, daß jemand kam, den einen oder anderen zu erwerben. Eines Abends trat die kleine Katharine Dünzelmann in Steens Laden. Sie diente oben in der Wallstraße, zu der man vom Ohlmeyersgang aus durch eine hohe steinerne Treppe hinaufsteigt, die zwischen ein paar riesigen Hauswänden eingeflemt, eng und dunkel aus der Tiefe der kleinen Gasse zu der breiten Straße hinaufführt, vor deren Häusern im Frühling die Bäume grünen und die Vögel singen. Im Ohlmeyersgang kennt man nur den Värm der Spähen, die sich auf Dachrinne und Straße um den Rest einer gekochten Kartoffel, die im Kinnstein gelegen, zu balgen pflegen.

Die kleine Katharine hat den Steenschen Laden noch nie betreten. Sie ist in einem anderen Stadtteil aufgewachsen. Aber ihre Freundin, die in der Wallstraße beim Konsul Richters dient und im Ohlmeyersgang groß geworden ist, hat ihr erzählt, was man alles bei Steen für billiges Geld kaufen kann. Und da sie von ihrer letzten Lohnzahlung nicht viel mehr anzulegen hat, so will sie es einmal bei Steen versuchen.

Schlüßtern steht sie im Laden, ein wenig erschrocken über die heiser rasselnde Türschelle.

Steen, der aus seinem Stübchen durch die schmale Tür auftaucht, die zwischen den Wänden alter Kleider, die links und rechts davon an der Wand hängen, auf den ersten Blick kaum zu erkennen ist, mustert sie mit schnellen, unter seinen dichten, grauen Augenbrauen hin- und herschießenden Blicken, wie es seine Art ist, wenn ein unbekannter Kunde seinen Laden betritt. Er nimmt an, daß ihm die kleine etwas zum Kauf anbietet, die in ihrem sauberen Kleidchen, das Haar schlicht gescheitelt, die großen blauen Augen fast ein wenig ängstlich auf Steen gerichtet, noch immer in der Nähe der Haustür steht. Er weiß schon, so jaghafte Kunden wie die kleine da, wollen etwas anbieten, nicht etwa kaufen. Nein, stotterte sie auf seine Frage, sie möchte einen Ring ausleihen.

Steen öffnet, ein wenig verdutzt, daß er sich getäuscht, den Glaskasten auf der Zahlbar, nimmt das Sammetkästchen mit den Ringen hervor und bittet näherzukommen. Ob der Ring ein wenig teurer sein dürfte?

Nein, nicht allzuteuer.

Nun, sie soll nur ausleihen. Es sind ja Ringe genug da. Mit deutlicher Hast und Unruhe beginnt sie die Ringe zu mustern. Jedemal, wenn jemand draußen auf der Gasse vorübergeht, zuckt sie zusammen, in Furcht, daß jemand eintreten könnte, als dürfe niemand wissen, was sie hier tut.

Lange kann sie sich nicht entscheiden.

Ob es ein Herrenring sein soll?

Sie wird rot. Ja, ein Herrenring soll es sein.

Ob er einen Stein tragen darf, oder ob es nur ein schlichter Reif sein soll, so wie ein Verlobungsring etwa? Sie errötet noch tiefer. Nein... ach... darüber hat sie eigentlich nicht nachgedacht...

O, sie wird schon einen herausfinden, der ihr gefällt. Der hier mit den beiden Saphiren ist doch sehr hübsch? Oder der Opal? Den soll sie mal bei Tage sehen!

Zuletzt wählt sie einen, der einen grünlichen Stein trägt, in den eine kleine blaue Rose eingelegt ist.

Mit rotem Kopfe, den Ring trampfhaft in die Hand gepreßt, verläßt sie einige Augenblicke später den Laden und kommt mit klopfendem Herzen heim.

Heute muß sie den Ring noch bewahren. Aber morgen muß sie ihn abgeben... da will sie ihm den Ring schenken, daß er sie nicht vergißt. Übermorgen geht die Kompanie ins Feld.

Lange bleibt sie heute Abend in ihrer Bodenkammer auf. Schlafen kann sie nicht. Vor Mitternacht gewiß nicht. Das Herz klopt ihr vor Erwartung, vor Qual und Glück.

Passen wird ihm der Ring. Ihr ist er ein Stückchen zu weit. Sie muß schon den Mittelfinger nehmen.

Sie rückt das Licht näher und betrachtet ihn aufmerksam von allen Seiten.

In die Innenfläche ist das Wort „Hoffe“ eingraviert, dahinter steht ein K.

Was mag das K. einmal bedeutet haben? Karoline, Kunigunde, Klothilde? Deht kann das K. ebenfogat ihren Namen, Katharina bedeuten.

Aufmerksam betrachtet sie die Rose. So klein und zierlich wie sie in den grünen Stein gelegt ist. Neu muß der Ring einmal sehr, sehr teuer gewesen sein, denkt sie bewundernd.

Eifrig beginnt sie ihn mit einem Tuche zu reiben, damit er ein wenig Glanz wiedererhält. Edt Gold ist es, das hat Steen ihr versichert. Man sieht es ja auf den ersten Blick. So kann nur echtes Gold schimmern...

Mit diesem Abend beginnt für den Ring eine neue Geschichte. Die kleine, rote Rose, die er trägt, blüht nach kaum einer Woche auf den Feldern in Islandern, wandert nach Ausland, blüht verschwiegen auf den verschneiten polnischen Feldern. Der sie trägt, übersteht alle Strapazen, kommt heil aus allen Gefechten. Beinahe fängt er jetzt selbst an zu glauben, daß ihn der Ring an seinem Finger schützt.

Katharines Augen strahlen, wenn sie einen Brief von ihm bekommt, aber am glücklichsten ist sie, wenn er den Ring erwähnt, der ihn jeden Tag, jede Stunde an sie erinnert. Stand nicht „Hoffe“ im Ring? Deswegen hat sie ihn ja damals gewählt!

Vom Dezember ab bleiben seine Briefe plötzlich aus.

Wochen vergehen, Monate vergehen.

Katharine wird bleich, verzehrt sich heimlich in Sorge, die ihr das Herz abdrücken will. Wenn sie noch jemand hätte, dem sie ihren Kummer mitteilen könnte, jemand, der ihr das Herz etwas leichter machte.

Sie verrichtet ihre Arbeit, wie sie es immer getan. Aber ihr ist, als täte sie alles wie im Traum. Freilich, die gnädige Frau ist sehr genau, und sie muß sich schon zusammennehmen. Aber denken muß sie doch unausgesetzt daran.

Jeden Morgen prüft sie heimlich aus dem Küchensfenster nach dem Briefträger, zitternd vor Freude, wenn er einmal nicht vorübergeht. Aber für sie hat er immer noch nichts.

Sie hört von einem Bekannten, daß von ihrem Schatz seit Monaten keine Nachricht eingetroffen ist, bis sie endlich erfahren hat, daß er in Gefangenschaft geraten ist; das wirkt

wie ein kühlender Trank bei brennendem Durst. Sie beginnt von neuem zu hoffen.

Als aber Wochen auf Wochen vergehen, wächst die Sorge wieder. Eine dumpfe Verzweiflung erfaßt sie.

Und doch will das Herz sich die letzte Hoffnung nicht nehmen lassen, will sich nicht zur Ruhe begeben, wie ein Vogel, der selbst bei sinkender Nacht noch singt.

Wenn sie nur Gewißheit hätte, endlich wüßte, woran sie ist.

An seine Eltern kann sie sich nicht wenden. Die wissen ja nicht einmal, daß ihr Fritz sie liebt. Sie muß allein bleiben mit ihrer Angst um ihn, darf nicht hingehen, nicht fragen.

Zuletzt wendet sie sich an die amtliche Auskunftsstelle. Dort sagt man ihr dann: Vermißt seit dem 27. November.

Vermißt? Das heißt, daß er tot ist?

Nein, das heißt es nicht. Es kann ebenfogat sein, daß er gefangen ist. Freilich mit Sicherheit kann man das nicht sagen, und nach so langer Zeit würde ja wahrscheinlich längst Nachricht von ihm da sein, wenn er in Gefangenschaft geraten wäre. Er kann auch verwundet liegen geblieben, kann irgendwo in Pflege sein, aber — mit Achselzucken — kann auch gefallen und nur nicht gefunden sein. Man kann es nicht wissen. Aber man ist gern bereit, ihr Nachricht zu geben, sobald man einen sicheren Bescheid erhält. Wenn sie ihre Adresse abgeben will...

Nein, sie will lieber noch einmal wieder anfragen.

Wenige Tage später kommen bei seinen Eltern Uhr, Brustbeutel und Fingerring an.

Da steht es nun schwarz auf weiß: Gefallen am 27. Nov. an der Front in Polen, aufgefunden am 29. Januar.

Wochenlang hat die kleine, blaue Rose am Finger eines Toten in einem der tiefen Wälder in Polen geblüht.

Seine Eltern schütteln den Kopf. Nein, der Ring hat ihm nicht gehört. Die Uhr — ja. Die hat ihm sein Vater zur Konfirmation geschenkt. Hoffe, steht in dem Ring und ein K. dahinter? Nein, das kann Friedrichs Ring nicht sein. Er hat ja nie einen getragen. Aber es ist ja möglich, daß er ihn im Felde von irgend jemand gefunden bekommen hat... Der Ring steht so merkwürdig fremd aus.

An die kleine Katharine Dünzelmann, die zur selben Zeit in der Küche im Hause Wallstraße 10 steht, und Schlüssel spült, denti niemand.

Auf der Straße zieht gerade eine Kompanie vorbei, stramm und fest. Aus kräftigen Rehlen klingelt über die Gasse.

Schah, mein Schah, reise nicht so weit vor hier!

Im Rosengarten will ich deiner warten,

Im grünen Klee, im weißen Schnee!

Die Welt der Frau.

Willensbildung.

Von Dr. phil. h. c. Else Wentzker.

Der Reichsminister des Innern, Dr. Frick, weist bei der Grundlegung der künftigen Schulpolitik hin auf die Notwendigkeit zur Heranbildung von Willens- und Entschlußkraft.

Was bedeutet doch Willenserziehung? Psychologisch und pädagogisch? An welche Voraussetzungen ist sie geknüpft? Zweifelloos liegt in zweckmäßiger Willensbildung der Kern aller Jugenderziehung. „Wollen“ aber bedeutet psychologisch, daß der Mensch das vorgelegte „gebilligte“ Ziel verwirklicht und es auch gegenüber entgegenstehenden Hemmungen durchführt. Die Kraft, mit der jemand ein solches vorgelegtes Ziel verfolgt, die relative Stärke seines zielbewußten Willens gegenüber den ablenkenden Antrieben nennen wir „Willensenergie“. Ja, im Grund nennen wir „energisch“ nur einen Willen, der in dieser Hinsicht eine beträchtliche Stärke entwickelt. Worin besteht diese Eigenschaft des Willens, und woher rührt sie? Wir haben ihre ersten Grundlagen in angeborenen Anlagen zu suchen.

Die eigentliche Wurzel der Willensenergie besteht in lebhafte, triebhaft sich auswirkenden Gefühlslagen. Das jedem Menschen eigene Maß der Willensenergie besteht in der Stärke der sein Wollen erregenden Antriebe. Die Naturgrundlage starker Antriebe erfordert vom Erzieher eine starke und kluge Leitung. Erst dadurch wird sie in Bahnen gelenkt, in denen sie zu energischem, folgerichtiger Wollen führt.

Wenn Schleiermacher den Müttern zuruft: „Ehret die Eigentümlichkeit und die Willkür eurer Kinder, auf daß es ihnen wohl gehe und sie kräftig leben auf Erden“, und wenn wir von Rousseau und seither immer wieder gewarnt werden, nicht willkürlich in die Entwicklung der kindlichen Regungen einzugreifen, so liegt in diesen Forderungen gewiß eine berechtigte Warnung. Wir dürfen den kindlichen Willen nicht brechen, wir müssen ihn leiten. Das aber bedeutet nicht, daß wir jeder heftigen Regung des Kindes nachgeben, es bedeutet vielmehr, daß wir das kraftvolle Wollen, zu dem ein Kind veranlagt ist, durch unsere Erziehung in die Bahnen lenken, in denen es zu zielbewußtem Wollen werden kann. Ist uns das bei einem Kind gelungen, ohne daß wir die in ihm angelegte Lebhaftigkeit seines Strebens beeinträchtigt haben, dann haben wir in der Tat eine wesentliche Bedingung zur Willensenergie in ihm hergestellt.

Aber mehr gehört zu echter Willensenergie. Zur Lebhaftigkeit der Antriebe muß sich Fähigkeit und Konsequenz gesellen. Die Konsequenz unseres Wollens aber hängt davon ab, daß wir imstande sind, Hemmungen zu überwinden und entgegenstehende Gefühle der Unlust zu ertragen. Darum ist das Ziel der Willensbildung, daß wir die Kinder erziehen, auch in schweren Konflikten ihres innern Wollens, das als Pflicht erkannte Ziel durchzusetzen. Welche seelische

Faktoren müssen im Bewußtsein walten und welche Momente müssen wir in der Kindesseele härten, damit die Willensentscheidung im Fall eines sittlichen Konflikts im Sinne des Pflichtbewußtseins ausfalle? Die wesentliche Bedingung dazu ist, daß das sittliche Empfinden so stark sei, oder daß es so tief im ganzen Wesen des Wollenden begründet sei, daß es nicht leicht überdört werden kann. Ist das der Fall, dann werden diese Regungen den ersten Ansturm der Leidenschaft überdauern, und dann wird eine bewußte innere Arbeit erwachen, die den Zweck verfolgt, dem sittlichen Empfinden zum Sieg zu verhelfen.

Welche Folgerung ziehen wir aus diesem Tatbestand für die Erziehung? Es kommt darauf an, lebhafteste Werte zu schaffen und diese im ganzen Fühlen der Kinder zu verankern. Denn die wesentlichen Bedingungen, die uns befähigen, um eine sittliche Entscheidung zu ringen, liegen in der Stärke und Tiefe unserer sittlichen Wertgefühle. Nur wenn wir diese in unser wahres Wesen aufgenommen haben, nur wenn wir mit unserm ganzen Wollen die Ideale erstreben, dann werden sie stark genug sein, um sich auch im Affekt durchzusetzen, stark genug, um den Entschluß in uns zu erzeugen, sie in bewußter innerer Arbeit zu bejahen und gegen andere Regungen durchzusetzen.

Schließlich ist also unser ganzes Wesen für den Ausfall unserer Willensentscheidung maßgebend. Wir entscheiden uns nach Maßgabe dessen, was wir im tiefsten Grund unseres Wesens sind. Darum müssen wir die Kinder nicht nur verstandesmäßig, nein auch gefühlsmäßig beeinflussen. Wir müssen sie in ihrem ganzen Fühlen und Denken zu deutschen Menschen erziehen, dann werden sie so handeln, wie es eines Deutschen würdig ist. Durch tiefe gefühlsmäßige Beeinflussung müssen wir deutsche Seelen prägen, und durch Gewöhnung an Zähigkeit und Konsequenz müssen wir die Gewohnheit schaffen, das als recht Erkannte unter allen Umständen durchzusetzen.

In diesen Momenten liegt der Kern der Willenserziehung, die wir den Kindern heute schuldig sind.

Liebe und Ehe bei den alten Germanen.

Von Prof. Dr. Gustav Hede.

Direktor des Germanischen Seminars der Universität Berlin.

Thorolf Treftsson wirbt für Herstein Blundetilsen um Thord, die Tochter des Gunnar, damit letzterer die Partei der Nader für Blundetils Tod vertritt, und die Partei kommt daraufhin zustande. König Granmar von Södermannland bedient sich der Schönheit seiner treuhengenden Tochter Hildigunn, um einen Wikingsfürsten, der bei ihm zu Gast ist, als Bundesgenossen zu gewinnen.

Aber den wenigen Belegen für männliche Willkür stehen zahlreiche Befunde gegenüber, welche die Selbständigkeit des weiblichen Teils und dessen Berücksichtigung durch Vater

Für die ersten kühleren Tage.

Originalzeichnung für das „Wiesbadener Tagblatt“.



Links: Vornehmes Nachmittagskleid aus schwarzem Crêpe Satin, glänzend verarbeitet. An die raglanartig eingefügten Oberärme legt man dicht aneinander weiße Blenden aus schwerem Georgette, die mit kleinen, schwarzen Perlen bestickt werden. Eine hohe Manschette aus dem Stoff des Kleides hält sie unterhalb des Ellenbogens zusammen. Auch der schmale Schärpengürtel und der zur Schleppe gebundene Schal sind bestickt. Das Kleid wird im Rücken linksseitig geschlossen.

Mitte: Kleid aus rotem, in sich reliefartig gemustertem Stoff mit rundem Schultertragen und am Ellenbogen eingezogenen weiten Oberärmeln. Der niedrige Stehkragen, der weiße Kragen und der Westen-einsatz sind aus Violett oder Wachsleide. Der Gürtel und der schmale Kragen sind aus schwarzer Lackseide. Leicht geschweiften Rock.

Rechts: Kasackkleid aus leichter Seide und dünnem Wollstoff. Dunkelblauer Grund mit gelbem Tupfenmuster wird für das einfache, gerade Kleid verwendet. Kleiner Stehkragen und flotte Schleppe aus gelber Seide. Kasack in dunkelblauer Wolle mit Blenden aus dem Stoff des Kleides. Verbreiterte Schulterpartie mit großen Knöpfen und gelber Einfassung.

oder Gatten sehr deutlich zeigen. Im alten Helgikiede wird sogar Sigrun gegen ihres Vaters Willen ihrerseits um Helgi, weil sie der Ehe mit einem verhassten Nebenbuhler entgehen will.

Unterstützt hat man die Freiheit des Mädchens auch, was Liebe ohne Verlobung und Ehe angeht. Zwei interessante Sagenstellen zeigen, daß solche nicht gern gesehen wurden und sogar den Brautvater gegen den Liebhaber einnahmen, so daß er Lust hatte, dessen Werbung abzuweisen. Mit Thoris, der Tochter des reichen Gudmund im Nordlande, flirtete Sörli, der Hauptlingssohn aus der Wassenfährde, der bei Gudmund zu Gast ist. Die Leute begannen zu reden, und Sörli wäre der Hand der schönen und reichen Erbin verlustig gegangen, hätte nicht ein kluger Nachbar dem schwer verheirateten Vater zugeredet und ihm vorgestellt, welche Vorteile seinem Stamm durch Verheiratung mit denen von der Wassenfährde erwachsen müßten. Auf diese selben Schwierigkeiten stößt Thorodd, der Sohn des Tungu-odd, als er Sörli in ihrer Senkhütte besucht und mit ihr geplaudert hat. Gunnar, ihr Vater, will sie zuerst durchaus nicht hergeben, gestänkt durch die Eigenmächtigkeit und Heimlichkeit, bis er dann doch einlenkt. Seine und Gudmunds scharfe Mißbilligung des Verkehrs der Kinder erklärt sich sehr einfach: die Formen für die Lieben waren eben Verlobung und Ehe, und die Sinteranlegung dieser Formen war anständig und entsprach nicht dem Offenheitsbedürfnis der germanischen Menschen.

Ein „Recht der Leidenschaft“ in dem Sinne, wie dieser Ausdruck gebraucht wird, also ein Vorrecht der Leidenschaft vor der Ehe und ihren Forderungen kennt das altgermanische Leben nicht. Die Verbindung, auf welche die Leidenschaft zwischen Mann und Frau hinstrebt, ist nach den alten Begriffen die Ehe. Wie alles Form haben muß, öffentlich anerkannte Form und Dauer, so auch der Eros der Geschlechter.

Daß trotzdem die altgermanische Ehe nicht nur — wie viele Forscher behaupten haben — eine reine Verstandesangelegenheit war, zeigen viele Befunde altmodischer Geschichte und Dichtung. In der Edda fabel von Helgis Wiederkehr wird geschilbert, wie die Sehnsucht nach der Frau sogar den toten Gatten aus Walhall zurücktreibt auf die Erde, und wie die Frau, da der Gatte nicht öfter kommt, vor Trauer ihm nachstirbt. Das ist wohl Dichtung, aber das Wunschbild nicht bloß einer unendlich oft in Germanien betonten und verherrlichten Gattentreue, sondern zugleich auch einer heißen Gattenliebe.

Ein ähnlich eindrucksvolles Beispiel geschichtlicher Art bietet die Ehe des Hallbjörn Oddsson mit der schönen Hallgerd, der Tochter des großen Hauptlings Tungu-odd. Die Neuwermählten verbringen den ersten Winter im Hause des Tungu-odd, oft uneinig miteinander, was der Hausherr ohne viel Erfolg zu bessern sucht. Im Frühjahr rüstet der Gatte zur Überledung auf den eigenen väterlichen Hof. Aber als die Pferde getastet und beladen sind und er geht, seine Frau zu holen, weigert sich diese, ihm zu folgen; in ihr reiches Haar gehüllt, das sich auf dem Fußboden unter ihr ausbreitet, sitzt sie auf der Frauenbank, wendet ihm den Rücken und schweigst. Er packt sie an den Schultern und hebt sie empor — dreimal — ohne ihren Willen zu brechen. Da macht sich seine Erregung Luft in einer staltischen Stegreifstrophe, in welcher er versichert, den Schmerz, den die Frau ihm bereite, nie verwinden zu können, ihn an den Wurzeln seines Herzens nagen zu fühlen, und gleich zu sein vor tiefem Leid. Er widelt sich ihr Haar um die Hand und will sie damit an sich reißen — aber sie rührt sich nicht. Da zieht er sein Schwert und trennt ihr das Haupt vom Rumpfe, eilt hinaus und reitet mit dem Gefolge davon. Men steht ihnen nach, und sie finden nach tapferer Gegenwehr den Tod durch Rächerhand.

Daß der Mann ausbrechen darf aus dem Ehegehege, die Frau hingegen nicht, beruht keineswegs darauf, daß sein Egoismus stärkere Machtmittel besitzt und sie strupelloser gebraucht als ihre Eiferlust, sondern vielmehr auf der unter-

schiedlichen Natur der Geschlechter und der Rücksicht auf Nachkommenschaft, Erbgang und Ehre der Sippe. Die Frau, die somit die Eine und ihre Interessen recht eigentlich vertritt und gleichsam verkörpert, tut dies auf Grund einer selbständigen, geordneten, in gewisser Hinsicht überlegenen Stellung, die sie neben — nicht unter — dem Gatten einnimmt. Diese Selbständigkeit der germanischen Ehefrau, die sie vor den Frauen anderer Kulturen voraus hat, rühmt schon Tacitus ebenso wie ihre oft stärkere Klugheit und ausgezeichnete Sehergabe.

Die reichen Lebens- und Charakterbilder, welche das altgermanische Schrifttum bietet, enthalten auch das Beispiel einer hochgeborenen Frau, die eine außergewöhnliche Freiheit für sich in Anspruch genommen zu haben scheint: die Schwedin Sigrid hin Norrada. Schön, energisch und klug, wächst sie auf mit dem Norwegerfürsten Harald grenzt — dem späteren Vater Olafs des Heiligen — als Jugendgepielin, wird Königin von Schweden als Gemahlin Eriks des Siegreichen und Mutter seines Nachfolgers. Sie vermählt jung und lebt als reiche Grundherrin mit königlichen Ehren, als Harald sie aus Norwegen besuchen kommt. Sehr hätte — wie die Sage deutlich durchblicken läßt — die stolze Frau mit dem Jugendfreunde, dem wohl immer ihr Herz gehörte, einen Liebesbund geschlossen. Aber er verschläft die entscheidende Stunde. Ihr Verben hat er jedoch wohl bemerkt, es bleibt ihm im Sinne liegen, und im nächsten Sommer kommt er — ein verheirateter Mann — zurück und hält in aller Form um Sigrid an. Der Auftritt spielt an der Landungsstelle, wohin die Königin dem Gast entgegen geritten ist. Sie verweist ihn kühl auf seine Frau und reitet nach einsilbigem Gespräch heim zum Königshof. Den Abgewiesenen zieht es unwiderstehlich ihr nach. Warnungen nicht achtend, folgt er ihr und wird in der nächsten Nacht zusammen mit einem Slawenfürsten, der ebenfalls um die Schwedenskönigin zu freien gewagt hatte, ein Opfer des Feuers, das Sigrid vor dem Schlaßsaal entfachen läßt, während ihre Bewaffneten tollkühne Ausbrecher niederhauen. Sigrid verkündet, daß sie es so allen „Kleinödnigen“ verleben werde, die von auswärts kämen, um ihre Hand zu gewinnen.

Die altgermanische und überhaupt die altgermanische Ehe ist derjenigen der christlichen Kirche nahe verwandt. Die Kirche hat das, was das heidnische Leben bei den Germanen geschaffen und ausgeformt hatte, sakramental gefestigt und weihenvoll erhöht. Geschaffen hat sie weder das Ideal der Einehe, noch diese selbst. Denn beide sind viel älter, nicht nur als das germanische Christentum, sondern als das Christentum selbst.

Bauersfrau im Café.

Wieder einmal nach langer Zeit sah ich in einem der weltbekannten Cafés in der L-Straße. Ich ziehe sonst eine kleine gemütliche Weinstube vor, denn die hier verkehrenden Stammgäste sehen einander nicht gar zu ähnlich wie die Besucher eines Cafés. Es war an einem heißen Sommer-nachmittag und in dem geräumigen Lokal war es trotz der vielen Gäste lustig-kühl. Mit einemmal ging mein Blick über die Zeitung weg zur Drehtür. Eine Bäuerin trat ein und nahm ganz in meiner Nähe Platz. Ich legte die Blätter beiseite und schaute auf die Frau. Ich freute mich, meine Augen freuten sich: es war so, wie wenn man einen sehr lieben Menschen sieht.

Sie sah stattlich aus, groß, etwas breit in den Hüften. Sie trug ein einfaches, dunkles Kleid von bäuerlich knappen

Schnitt und eine schwarze Lüsterschürze davor. Über den Schultern trug sie ein graues Umschlagetuch mit seidenen Fransen, dessen Zipfel vorn über der Brust gekreuzt, von einem silbernen Pfeil zusammengehalten wurden. An dem Arm hing ihr ein perlengestickter „Pompador“, wie ihn die Großmutter schon getragen hatte und der heutzutage in keinem Geschäft mehr zu haben ist. Das Haar der ungebundenen alten Frau leuchtete weiß, war in der Mitte gescheitelt, streng zurückgesteckt und am Hinterkopf zu einem festen Knoten gefestigt.

Mitten im Lokal war sie stehen geblieben, hatte sich bedächtig nach einem ihr zusagenden Platz umgesehen und sich ebenso bedächtig niedergelassen. Dem Serviermädchen gab sie in kurzen Worten ihre Bestellung und mir schien, daß das Mädchen ihr mit einer gewissen Ehrfurcht den Kaffee und das Stüdchen Sandfuchen vorsetzte. Vielleicht war dem gar nicht so, vielleicht hatte ich nur diesen Eindruck, weil ich wünschte, daß man sie mit besonderer Aufmerksamkeit bedienen möchte.

Ich sah es: es war eine der gutsituierten Bäuerinnen meiner Heimat, Bäuerin und Herrin zugleich, die nie vor Menschen ihren Nacken gebeugt hatte, wohl aber ihrem Herrgott, der Arbeit und der Last der Verantwortung. Es war eine Frau, von denen noch viele in meiner Heimat leben.

Ich war gar nicht erkannt, sie hier in diesem hochfeinen Café zu sehen. In ein weniger gepflegtes Lokal wäre sie nicht hineingegangen. Die Frau, aus bestem bäuerlichem Stamme, fühlte instinktiv, daß sie ihrem inneren Wert nach den um sie sitzenden Menschen, die sich im Kugeln so gänzlich von ihr abhoben, in nichts nachstand. Das gab ihr die Sicherheit des Auftretens und die Klarheit des Blicks. Hätte sie trotzdem das Beß gehabt, in ein schlechtes, fragwürdiges Lokal zu kommen; sie hätte das nur schwer verstanden, hätte nie und nimmer davon gesprochen, selbst ihren Angehörigen verschwiegen. In das Gediegene und Gesunde ihres Lebens paßte nichts Unklares und Unwahres.

Warum sie wohl heute in die Stadt gekommen war? Frauen wie sie verlassen nur ungern Haus und Hof. Vielleicht war sie krank, hatte irgend ein Leiden und sich entschlossen, in der Stadt einen berühmten Arzt aufzusuchen. So etwas tat sie ganz allein, auf diesen Weg nahm sie niemand mit. Und was der Arzt feststellte, hörte sie allein an, besprach das Ergebnis der Untersuchung unter vier Augen. Bis sie nach Hause kam, hatte sie dann Zeit genug, um mit sich selbst ins Reine zu kommen.

Jetzt sah sie hier in dem soliden Lokal inmitten schwächerer und lachender Menschen und doch allein; sie sah ohne Neugierde und schaute ruhig über sie hinweg. Bedächtig sah sie von dem Kuchen und trant in Schlüpfchen den Kaffee. Sie war weder bäuerlich unbefolken noch tat sie großstädtisch geizig. Die Hand, die den Kuchen hielt und nach der Tasse griff, war bäuerlich groß und fräulich empfindsam zugleich; eine Hand, die fest zupacken und leicht zu streicheln wußte.

Hand und Gesicht waren trotz des Alters dieser Frau rötlich frisch. Die Haut war von Wind und Wetter gegerbt; taufend Fältchen zogen sich um Wangen und Stirn. Nur das große graublaue Auge strahlte in jenem tiefen Glanz, den die Reinheit des Herzens und die Güte der Seele bestimmt. Ich sah die ganze Frau: äußerlich schlacht und einfach, innerlich charakterfest und wahr. Und mein Herz freute sich, meine Augen freuten sich; es war so, wie man einen sehr lieben Menschen ansieht.

S. B.

Der Jugendfreund.

Nichts — und doch so viel



Habt ihr schon einmal darüber nachgedacht, mit wie wenig Zahlenzeichen wir auskommen? Ihr wißt doch, es gibt nur genau ebensoviele Ziffern, wie ihr Finger an beiden Händen habt. 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 0. Das sind zusammen zehn Ziffern, es stimmt ganz genau. Mit diesen wenigen zehn Ziffern könnt ihr die denkbar größten Zahlen bezeichnen, die gewaltigsten Zahlengebäude aufzuführen und die schwierigsten Rechenaufgaben lösen. Aber dies alles würde euch wohl recht schwer werden, wenn es nur die Ziffern von Eins bis Neun gäbe und nicht glücklicherweise die Null erfunden wäre. Denn bei uns in Deutschland, wie im ganzen Abendlande, haben wir die Null durchaus nicht von Anfang an gekannt und angewendet. Sie ist uns mit den übrigen neun Zahlenzeichen, die wir die arabischen Ziffern nennen, erst im neunten Jahrhundert bekannt geworden und in allgemeinem Gebrauch sind sie sogar erst zweihundert Jahre später gekommen.

Bis dahin hatte man sich im Abendlande der römischen Ziffern bedient. Ihr könnt diese Ziffern heute noch sehen an Inschriften öffentlicher Gebäude, wo man auf solche Weise die Jahreszahlen angibt. Die römischen Ziffern aber sind nichts weiter als große Buchstaben der lateinischen Schrift. Im Ganzen sind es sieben Buchstaben: I, V, X, L, C, D, M. Für die Eins ist ein I, für die Fünf ein V, für die Zehn ein X, für Fünfzig ein L, für Hundert ein C, für Tausend ein M, für Tausend ein M geworden. Die Zahlenwerte werden durch Zusammenlegungen aus diesen sieben Ziffern gewordenen Buchstaben genommen.

Doch es ist euch wohl schon aufgefallen, daß sich unter den römischen Ziffern keine Null befindet. Ebenso, daß die Zehn eine selbständige Ziffer ist, während bei der arabischen Ziffernordnung die Zehn durch eine Eins mit einer Null dargestellt wird.

Ihr habt doch gelernt und wißt es ganz genau, daß man die Zahlen einteilt in Einer, Zehner, Hunderter, Tausender usw. Die Einer haben allesamt eigene arabishe Zahlenzeichen. Die Zehner sind einteilig, die Zehner zweiteilig, die Hunderter dreiteilig, das heißt, sie werden bezeichnet durch je eine, je zwei, je drei Ziffern. Von den Zehnern ab aber wird jede neue Ordnung bei der Zahl, mit der sie beginnt, bezeichnet durch eine oder mehrere Nullen. Und wiederum, wenn ihr zählt so lange ihr wollt, so werdet ihr bei jeder zehnten Zahl am Ende das Nullzeichen finden. Gleichviel wieviel Stellen die Zahl hat, ob sie zu den Zehnern, Hunderten oder Tausendern gehört, ob sie 30, 200, 470, 2000 oder 6350 heißen mag. Immer wieder die Null oder mehrere Nullen.

Die Null allein ist ein Nichts und gewinnt ihren Wert erst, wenn sie zu einer anderen Ziffer geleht wird. Entscheidend aber ist, daß die erste mit ihrer Hilfe gebildete Zahl eine Zehn ist. Darauf beruht unsere gesamte Ordnung der Zahlen und unsere Arten des Rechnens. Unsere Zahlenordnung ist eben eine gezeichnete oder ein Dezimalsystem.

Nun überlegt euch einmal, daß man in unserem Vaterlande vor tausend Jahren noch nicht mit Hilfe der Null rechnete und die Einteilung in Einer, Zehner, Hunderter nicht kannte. Denn bei den römischen Ziffern, denen die Null fehlt, läßt sich eine solche Anordnung der Zahlen nicht treffen. Bedenkt, wie schwierig vor tausend Jahren unsere deutschen Kinder das Zusammenzählen, Abziehen, Bervielfältigen und Teilen gewesen sein muß. Denn mit römischen Ziffern kann man einfach nicht die Einer einteilig, die Zehner zweiteilig und die Hunderter dreiteilig ausdrücken. Vielmehr besteht die römische Sieben (VII) aus drei Buchstaben, die Hundert (C) aber nur aus einem! Für schwierige Rechenaufgaben, wie sie heutzutage jedem von uns gestellt werden, sind die römischen Ziffern gar nicht zu brauchen.

Nun meint ihr gewiß, die Null ist doch eine fabelhafte Erfindung. Das ist sie zweifellos. Aber wie bei den meisten so einfachen und deswegen gerade so wichtigen Erfindungen, wie bei den ersten Werkzeugen und Geräten der Handarbeit, dem Pflug, dem Rade, der Spindel, dem Webstuhl, die allesamt in die graue Vorzeit zurückreichen, kennt man den oder die Urheber nicht, denen die Menschheit doch so Unermeßliches verdankt. Die Null, dieses wunderbare Hilfsmittel des Rechnens, also geistigen Arbeitens, ist dem Abendlande übermittelt worden durch die Araber, als diese im frühen Mittelalter auf ihren Eroberungszügen bis nach Spanien vorgedrungen waren. Im Arabischen heißt die Null ciston, was eigentlich leer bedeutet. Das Zeichen selber soll vielleicht ein ausgeblauenes Ei als Sinnbild der Leere, des Nichts darstellen. Das arabische Wort für Zahlenzeichen für beweist schon, als Umbildung von ciston, daß die Ziffer Null die Grundlage des ganzen Zifferns, Zahlen- und Rechnungswesens bildet. Unter Wort Null stammt aus dem Lateinischen, wo nullus, nulla, nullum keiner, keine, keines heißt.

Doch auch die Araber sind nicht die Erfinder der Null und der übrigen neun arabischen Ziffern gewesen. Sie haben lange dafür gegolten, zumal sie zur Bewertung, Bervielfältigung und Verbreitung des aus diesen Ziffern aufgebauten Zahlenwesens sehr viel beigetragen haben. In Wahrheit aber stammen die Null und die arabischen genannten Ziffern aus Indien, von wo sie wahrscheinlich in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung nach Arabien und gleichzeitig auch nach China gelangt sind.



Rätsel und Spiele.



Kreuzwort-Rätsel.



Senkrecht: 1. Bekannter Dirigent, 2. Sportl. Wettkampf, 4. Männername, 5. Gemeinschaft, 6. Vergütung, 7. Windseite, 9. Wasserfahrzeug, 14. Männername, 15. Zweckverband, 17. Erdgeschichtsbücher, 19. Teil des Auges, 20. Reichsbehörde, 22. norwegischer Dichter, 23. Stadt in Südamerika.

Waagrecht: 3. Mädchen, 8. Mündungsarm des Rheins, 10. Sinn, 11. redenhafte Gestalt, 12. Bild (Rehrz.), 13. Nebenfluß der Donau, 16. Stadt in Oberösterreich, 18. Gunterasse, 21. Farbe, 22. englischer Edelmann, 24. Haß, 25. Erscheinung, 26. Sonnengott, 27. Experimentierglas.

Rätselsprung.



Dogogriph.

Hest mit i wird es dir nützen, weich mit o wird es dich schützen.

Zitaten-Rätsel.

1. „Behandelt jeden Menschen — Verdienst.“ (Shakespeare)
2. „Auf den Bergen ist die —.“ (Schiller)
3. „Der Jüngling —, ein eignes Heim zu haben....“ (Busch)
4. „Für weise hält sich nur — Tor.“ (Bodenstedt)
5. „Der brave — denkt an sich selbst zuletzt.“ (Schiller)
6. „Frei atmen macht — Leben nicht allein.“ (Goethe)
7. „Wer ein holdes — errungen, mische keinen Jubel drein.“ (Schiller)
8. „Man sehnt sich — des Lebens Bächen.“ (Goethe)
9. „Es ist einmal so —.“ (Offenbach)

Die an Stelle der Striche einzusetzenden Wörter, aneinander gereiht, ergeben wiederum ein Zitat aus Goethes „Faust“.

Geographisches Silben-Rätsel.

- Aus den Silben:
- am — berg — ca — cel — den — don
 - dres — eng — ga — gen — gen —
 - gol — ha — han — hoe — in — in
 - it — ki — kob — kö — land —
 - le — lon — mer — na — nau — ner
 - nigs — no — pri — rab — sa —
 - see — sie — sin — stadt — ste — ster
 - te — ul — ver — was — ze
- bilde man 18 Wörter von nachstehender Bedeutung. Die Anfangsbuchstaben sowie die Endbuchstaben, beide von oben gelesen, nennen ein Schiller-Zitat.
1. Stadt an der Elbe, 2. europäischer Staat, 3. Stadt in Schleswig-Holstein, 4. japan. Hafenstadt, 5. Stadt im Rheinland, 6. Stadt an der Aller, 7. Stadt an der Leine, 8. Fluß zur Leine, 9. Insel am Golf von Neapel, 10. österr. Universität, 11. Stadt in Baden, 12. bayer. Gewässer, 13. europ. Hauptstadt, 14. Stadt in Zentral-Indien, 15. Fluß zur Berra, 16. Stadt am Main, 17. Stadt in Nordamerika, 18. Stadt in Bayern.

Wer kann rechnen?

In einer Schale befinden sich 63 Kugeln von gelber, roter und blauer Farbe. Die Anzahl der roten Kugeln ist um 3 größer als das Doppelte der gelben und die Anzahl der blauen Kugeln beträgt um 5 mehr als das Doppelte der roten. Wieviel gelbe, rote und blaue Kugeln sind in der Schale?

Ein Ehepaar hat zwei Söhne. Der Vater ist doppelt so alt wie sein ältester Sohn u. 33 Jahre älter als sein jüngerer Sohn, während die Mutter doppelt so alt wie ihr jüngerer, und 21 Jahre älter als ihr ältester Sohn ist. Wie alt ist jedes der 4 Familienmitglieder?

Mehrfache Bedeutung.

Zur Mahlzeit wird es oft gewählt,
Die Bibel auch davon erzählt,
Die Optik meint's in andern Sinn,
Und dir steht's noch im Auge drin.

Auflösungen aus voriger Nummer.

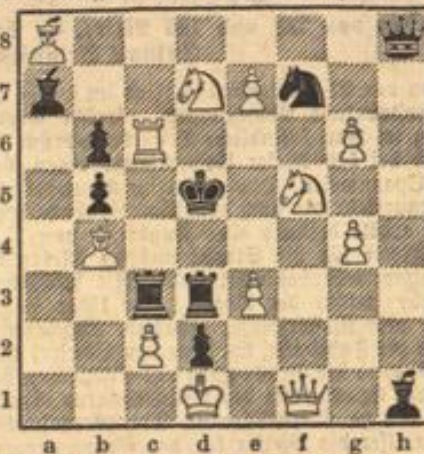
- Kreuzwort-Rätsel: Senkrecht: 1. Gelber Richard, 2. Gravensteiner, 4. Jagd, 5. Brise, 6. Troll, 8. Jüß, 9. Traube, 10. Ill, 12. Frau, 15. Email, 18. Hamla, 19. Jotas, 21. ac, 23. Rebus, 24. Rain, 26. Gut, 28. Kr, 30. nie. Waagrecht: 3. Siegfried, 7. Gloria, 9. Trich, 11. Baje, 13. Rolle, 14. Elise, 16. Ill, 17. Rhein, 20. Sam, 21. Ara, 22. Of, 23. Meineten, 25. Ehe, 27. Al, 29. Hansi, 31. Tuba, 32. nun, 33. Striemen.
- Rätselsprung: Im Feld die vollen Ähren, wie sch'n sie so gebüht! Von ihres eignen schweren Reichtums Last gedrückt. Wie mitte jonk im Felde ihr Haupt so leicht und frei: nun sehn sie in Hälbe der Schmitter selbst bei. — Gistig: Ober, Aber. — Silben-Rätsel: 1. Zimmelman, 2. Rosoweth, 3. Wattose, 4. Elefant, 5. Rebus, 6. Wiesbaden, 7. Erdbeere, 8. Regenwurm, 9. Dinarum, 10. Europa, 11. Rifolaus, 12. Winnetou, 13. Jannogen, 14. Reizler, 15. Spinnerci, 16. Jno-wradaw, 17. Eisenstein, 18. Grünspan, 19. Egge, 20. Karetv. — „Immer werden wir liegen, wenn wir zusammenkeh'n“ — Einser-Rätsel: 1. Robizen, 2. Antenne, 3. Bananen, 4. Reinoel, 5. Kanonen, 6. Anemone, 7. Romaden.

Schach-Spalte.

Bearbeitet von Gustav Mohr.

Nr. 80. A. F. Mackenzie.

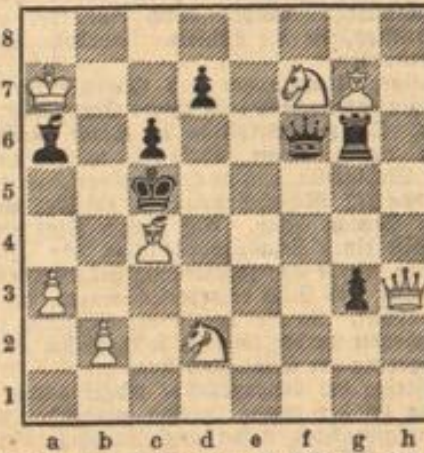
VI. Preis „Mirror of American Sports“ 1866.



Weiße: Kd1, Df1, Tc6, La8, b4, Sd7, f5, Bc2, e3, e7, g4, g6.
Schwarze: Kd5, Dh8, La7, h1, Tc3, d3, Sf7, Bb5, b6, d2.
Matt in 2 Zügen.

Nr. 81. B. Prikeyl.

II. Preis „Strategie“ 1902.



Weiße: Ka7, Dh3, Lc4, g7, Sd2, f7, Ba3, b2.
Schwarze: Kc5, Df6, Tg6, La6, Bc6, d7, g3.
Matt in 2 Zügen.

Lösungen: Nr. 72 1. Da6, Nr. 73 1. Dh6, Nr. 74 1. Lb2, Nr. 75 1. La2. Angegeben von Hermann Mertes, Dr. Mairoser, Regierungsrat Kurt Ketscher, Geh.-Rat Maerker, J. P. Jansen, Felix Bott, P. Buerke.

Schachspielen ohne Ansicht des Brettes (Schluß).
Der Blindspieler muß die Fähigkeit haben, die jeweilige Stellung einer jeden Partie vor seinem geistigen Auge so plastisch zu sehen, als ob sie am Brett vor ihm stünde. Jeder Schachspieler ist ja im Grunde genommen zugleich ein Blindspieler, denn das Wesen des Kombinierens besteht doch darin, daß man sich Positionen vorstellt, die erst nach einer Reihe von Zügen entstehen könnten, und sich dabei die Frage vorlegt: Ist diese Stellung, die ich mit Hilfe meiner plastischen Vorstellungskraft vor mir sehe, für mich günstig oder ungünstig? Jeder gute Spieler besitzt also bis zu einem gewissen Grade die zum Blindspielen wichtige Eigenschaft, das visuelle Gedächtnis. Während aber der am Brett spielende stets die Position tatsächlich vor sich stehen hat, von der aus seine Kombinationen beginnen, ist der Blindspieler genötigt, sich diese Ausgangsstellung immer wieder im Geiste zu rekonstruieren. Diese Mehrbelastung der Phantasie ist der Hauptgrund, warum das Blindspielen so viel schwieriger, anstrengender und zeitraubender ist, als das gewöhnliche Spiel. Mit der Anzahl der gleichzeitig zu spielenden Partien wächst natürlich die Schwierigkeit der Vorführung, aber nicht in dem Maße, wie der Laie glauben könnte. Vor Aljechin galten Reti, der 29 Blindpartien gespielt hat, sowie der Amerikaner Pillsbury für die besten Blindspieler. Als eine Sensationsleistung, die selbst durch Aljechins Chicagoer Produktion nicht verdunkelt werden kann, ist Pillsburys Blindspiel zu Hannover 1902 zu erwähnen. Er spielte zwar „nur“ 21 Partien gleichzeitig, aber seine Gegner waren durchweg sehr geübte, zum Teil sogar fast als Meister anzusehende Spieler. Was übrigens dem Sachverständigen an diesen erstaunlichen Virtuositäten am meisten imponiert, ist nicht die große Anzahl von Partien, sondern die enorme geistige Widerstandskraft, vermöge deren diese Meister einen derartigen zwölf- bis vierzehnstündigen Kampf ohne zu erlahmen bis zum Schluß durchführen konnten. Man bedenke, daß nach einer gewöhnlichen ersten Partie am Brett schon, wenn sie fünf bis sechs Stunden gedauert hat, beide Gegner recht erschöpft zu sein pflegen, obwohl sie doch nicht die ganze Zeit hindurch mit vollster Geisteskraft zu arbeiten brauchen, denn während der eine nachdachte, hatte ja der andere eine gewisse Ruhepause. Der Blindspieler dagegen ist unausgesetzt in angestrengtester Weise tätig, weil seine Gegenspieler sich ihren Zug überlegen, während er mit den anderen Partien beschäftigt ist. Daß solche Riesenleistungen eine von gesundheitlichem Standpunkt aus höchst bedenkliche Ueberanstrengung des Gehirns bedeuten, bedarf wohl keiner Erklärung. Mit Recht haben sich daher viele Meister allerersten Ranges, wie Steinitz, Lasker und Capablanca, dem Blindspiel gegenüber ablehnend verhalten.

Partie Nr. 44. Gespielt im Turnier zu Hastings 1926.

Weiße: Aljechin; Schwarze: Szt. Damenbauer.
1. e4, Sf6; 2. d4, e5; 3. dxe5, Sg4; 4. e4, Sxe5; 5. f4, Sc6; 6. Le3, Lb4+; 7. Sc3, De7; 8. Le3, f5; 9. Dh3+, g6; 10. Df3—f×e4; 11. L×e4, L×c3+; 12. b×c3, 0-0; 13. Ld6, Kh8; 14. Sh3, d6; 15. 0-0, L×h3; 16. D×h3, Dd7; 17. f5, g×f5; 18. Tbl, d4; 19. L×f4, D×h3; 20. Ld5+, aufgegeben.

Bemerkungen: 8... f5. Der schwarze Königsflügel kommt zum schnellen Zusammenbruch. Damit ist die Partie gewissermaßen schon aus. 18. Tbl. Ein stiller Zug, der einem ironischen Zwischenruf gleichkommt. Was soll schwarz tun?

Lüftlign-Lin.



Fußball-Enthusiasten.

Was habt ihr Lümmels denn hier schon wieder angestellt?
„Den Ball, Vater, hättest du auch nicht gehalten.“

Verlorendes Unternehmen.

Der Polarforscher Scott hatte Lloyd George um eine Unterstützung für eine Forschungsreise gebeten und wurde von ihm an einen reichen Gutsbesitzer empfohlen.
„Hatten Sie Erfolg?“ fragte ihn Lloyd George einige Tage später.

„Er hat mir 1000 Pfund gegeben, versprach mir aber 50 000, wenn ich Sie dazu überreden kann, an den Pol mitzukommen, und eine Million, wenn ich Sie nicht zurückbringe!“

Wie iß da der Brauch?

Kürzlich wurde eine fröhliche Frau aus dem Regener Wald in Kiezern im Walferthal beerdigt. Unter den zahlreichen trauernden Verwandten und Bekannten war auch ein Weibchen aus dem schwäbischen Unterland erschienen, das früher einmal Kellnerin in der Gastwirtschaft der Vertorbenen gewesen war. Als sich der Leichenzug vom Trauerhaus in Bewegung setzte, klappte das Weibchen einen neben ihm stehenden Mann und flüsterte ihm ins Ohr: „Welcher guter Mann, wie iß da der Brauch hier, heinet (weinet) ma gleich vom Haus weg oder ericht auf'm Kirchhof?“



Käuferin: „Ich möchte einen Hund, wissen Sie, meine Freundin hat so einen — kurze Beine wie ein Dackel, lange Stehhöhren und einen kurzen Schwanz, etwas größer als ein Dackermann — haben Sie so was?“
Händler: „Aee, Frollein, sowat wird bei mir erkauf.“

Kleine Verwechslung.

Der gestrenzte Professor gab Biologie und sagte: „Wir wollen heute das bekannte Frosch-Experiment machen. Ich habe zu diesem Zweck einen toten Frosch mitgebracht!“

Er greift in die Tasche, holt ein kleines Bäckchen hervor und öffnet es. Heraus rollt ein Brötchen.

„Nanu“, sagt der Professor verblüht, „ich erinnere mich doch genau, mein Frühstück schon gegessen zu haben!“

Ein Unterschied.

„Als wir verlobt waren, Adalbert, sagtest Du immer, daß Du mich vor Freude aufessen könntest, und jetzt wirst Du schon während, wenn Du nur ein Haar von mir in der Suppe findest...“

Zünftige Mathematik.

„Nun, Peter, wieviel ist die Hälfte von 8?“
„Sextrest oder waagrecht, Onkel?“
„Das ist doch ganz egal!“
„Nein, ist es nicht — wenn ich von oben nach unten teile, ergibt es drei, wenn ich waagrecht teile, gibt es null!“

Das Reich der Technik.

Die größten Betonbrücken der Welt.

Spannweiten von 181 und 186 Meter. — Schalgerüst aus Stahl. — Schwimmende Schalgerüste. — In Zukunft Betonbögen bis zu 1000 Meter Spannweite.

Im Bau von Eisenbetonbrücken sind im letzten Jahrzehnt geradezu erstaunliche Abmessungen erreicht worden. Die gegenwärtig im Bau befindliche Tranebergbrücke bei Stockholm erhält bei 580 Meter Gesamtlänge einen Bogen von 181 Meter Spannweite. Das gewaltige Bauwerk soll sowohl dem Straßenverkehr als auch dem Vorortbahnverkehr dienen. Die Brücke erhält deshalb eine Nutzhöhe von 27,4 Meter, wovon 19 Meter für die Straße und 8,4 Meter Nutzhöhe für den Bahnverkehr bestimmt sind. Mit Rücksicht auf den Schiffsverkehr mußte der Bogen eine leichte Höhe von 26 Meter über dem Wasserspiegel erhalten. Abgesehen von den Stahlbalken der Fahrbahn, die über den Scheitel des Bogens hinwegführt, wird die Brücke ganz aus Eisenbeton hergestellt. Die große Spannweite des Brückenbogens ergab sich aus der Breite des zu überbrückenden Tranebergfjordes, dessen beiderseitige Ufer die Pfeiler für den Bogen tragen müssen. Der 181 Meter weit gespannte Bogen besteht aus zwei eingespansnten Zwillingsgewölben von je 9 Meter Breite. Beide Gewölbe haben 6,2 Meter Abstand voneinander. An den Rändern haben die Gewölbe 5 Meter und am Scheitel 3 Meter Dicke. Die Gewölbe haben Kastenquerschnitt mit 0,4 bis 0,5 Meter dicken Seitenwänden. Die auf dem Betonbogen stehenden Betonpfeiler, auf denen die Fahrbahn ruht, erhalten je nach ihrer Höhe 0,35 bis 0,90 Meter Stärke. Die beiden Säulenreihen werden durch eine frei aufliegende Balkenkonstruktion, die die stählerne Fahrbahn trägt, miteinander verbunden.

Die riesigen Abmessungen und Gewichte der Gewölbe erforderten ein entsprechend tragfähiges Schalgerüst während des Gießens. Die Hüllendirection der Stadt Stockholm, die den Bau in eigener Regie ausführt, wählte aus diesem Grunde ein Stahlgerüst, das aus vier eingespansnten Stahlblechbögen von 172 Meter Spannweite gebildet wurde und 950 Tonnen Gewicht besaß. Auf diesem Stahlgerüst, das man mit Hilfe eines Schwimmboots über dem Tranebergfjord errichtete, wurde aus fabrikmäßig hergestellten Tafeln, von denen etwa 500 Stück erforderlich waren, die hölzerne Schalung errichtet. Da die Tafeln der Schalung zweimal verwendet werden konnten, so ergab sich eine wesentliche Verringerung der Schalungskosten.

Beim Gießen der Betongewölbe mußte darauf geachtet werden, daß bei der immer größer werdenden Belastung durch den aufgetragenen Beton ungleichmäßige Belastungen und in derem Gefüge etwaige Formveränderungen des Stahlgerüsts vermieden wurden. Das Gießen des Betons wurde deshalb an zwanzig verschiedenen Stellen des Brückenbogens vorgenommen, und zwar vom Scheitel aus betrachtet, gleichzeitig auf beiden Hälften des Bogens an den gleichen Stellen. Die Belastung durch den Beton bewirkt eine Senkung des Gerüsts, die am Scheitel 206 Millimeter betrug, womit der Konstrukteur auch gerechnet hatte. Gegossen wurde von vier Gießgerüsten aus, die mittels eines über dem Fluß errichteten Kabelleiters von 309 Meter Spannweite und

4 Tonnen Tragfähigkeit an den jeweiligen Verwendungsort befördert wurden.

Nach dem Erhärten des Betons wurde die Verschalung entfernt. Das Stahlgerüst aber wurde mittels einer Anzahl Schraubenwindeln auf höflichen Rollen gesetzt und alsdann zum zweiten Gewölbe verschoben, damit es beim Gießen desselben noch einmal als Schalgerüst dienen konnte.

Eine noch etwas größere Spannweite als bei der Tranebergbrücke wurde bei den drei Bögen der vor einigen Jahren errichteten französischen Betonbrücke „Albert Loupe“ zwischen Breil und Plougastel angewandt. Deren drei Bögen erhielten je 186,4 Meter Spannweite; sie sind damit zurzeit die weitest gespannten Betonbrücken der Welt. Ihre Herstellung mittels eines eingeschwommenen 150 Meter weit gespannten Schalgerüsts ist deshalb besonders bemerkenswert, weil dieses Gerüst der Reihe nach zum Gießen aller drei Bögen benutzt wurde. Die Errichtung der beiden Pfeiler bot keine besonderen Schwierigkeiten. Zur Gründung diente ein einziger Eisenbeton-Senkstift mit 900 Tonnen Gewicht, der für den ersten Pfeiler als Taucherglocke, für den zweiten als Senkstift wieder benutzt wurde. Beim Bau der Brücke wurde ein hölzerner Bogen benutzt, dessen Auflager auf Rähnen ruhten. Nach Fertigstellung des ersten Bogens konnte er also ausgeschwommen, zum Bau des zweiten Bogens und schließlich auch zum Bau des dritten Bogens benutzt werden, wodurch sich eine große Kostenersparnis erzielen ließ. Waren doch zum Bau des Holzschiffwerkbogens von rund 150 Meter Spannweite etwa 600 Kubikmeter Holz erforderlich. Dieser Holzbogen wurde an beiden Enden mit je einem Widerlager aus Eisenbetonschiffwerk versehen. Die beiden Widerlager wurden durch waagerechte Zugbänder, denen man mit Hilfe von hydraulischen Winden eine Vorspannung erteilte, miteinander verbunden. Während des Einschimmens zur Baustelle ruhte der Bogen mit seinen Widerlagern auf Schwimmkörpern von 35 Meter Länge und 8 Meter Breite, die aus Eisenbeton hergestellt wurden. Nach dem Einschimmern wurde das Leergestell an den zuvor errichteten Pfeilerkumpfen befestigt und darauf mit dem Betonieren des Brückenbogens begonnen. Man ging dabei in der Weise vor, daß zuerst die unterste Platte, dann die lotrechten Wände und zuletzt die obere Plattform des als hohler Körper ausgebildeten Brückenbogens hergestellt wurde. Nach Fertigstellung des ersten Bogens wurde das Leergestell wieder auf die Schwimmkörper herabgelassen und zur Baustelle des zweiten Brückenbogens transportiert, worauf sich der Bauvorgang wiederholte. In gleicher Weise wurde der dritte Bogen hergestellt. Diese Brücke mit drei je 186,4 Meter weit gespannten Bögen ist, wie bereits erwähnt wurde, zurzeit die am weitesten gespannte Betonbrücke der Welt. Die Erbauer dieses Bauwerkes sind jedoch der Meinung, daß auch Betonbögen mit Spannweiten von 500 Meter, ja sogar bis zu 1000 Meter noch mit der erforderlichen Sicherheit errichtet werden können.

Fortschritte im Eisenbahnwesen.

Dreibegriff-Vorsignal. — Dampftriebwagen mit Dseuerung. — Sonderfahrzeug für Tunneluntersuchungen. — Blinklicht statt Bahnstrahlen. — Güterzüge auf Seedampfern. — Mechanische Lokomotive-Befohlung. — Turbinenlokomotive ohne Kondensation.

Je mehr die Geschwindigkeit der Züge erhöht wird, um so mehr stellt sich heraus, daß der bisher übliche Abstand zwischen den Vor- und Hauptsignalen zu gering ist, da die von den Lokomotiven erreichbare Geschwindigkeit gar nicht voll ausgenutzt werden kann. Die Deutsche Reichsbahn hat deshalb Versuche mit einem neuen Vorsignal angestellt, das außer den bisher üblichen Signalen „Halt“ und „Freie Fahrt“ noch ein drittes Signal, nämlich „Freie Fahrt mit Geschwindigkeitsermäßigung“ anzeigt. Bei diesem neuen Vorsignal befindet sich unter der runden orangefarbenen Warnscheibe ein weißer, rot umrandeter Flügel, der um seine Mitte drehbar ist. Dieser Flügel steht senkrecht bei Warnstellung (volle Scheibe) und bei „Freie Fahrt“. (Scheibe umgeklappt). Wenn jedoch dem ankommenden Zuge „Freie Fahrt mit Geschwindigkeitsermäßigung“ signalisiert werden soll, dann wird der Flügel um 45 Grad gedreht, während die Warnscheibe in Ruhestellung bleibt. Da die Warnscheibe und der Flügel unabhängig voneinander gedreht werden müssen, so gilt es allerdings, den bisher gebräuchlichen elektrischen Signalbetrieb zu ändern. Die Erhöhung der Zuggeschwindigkeit verursacht also schon hinsichtlich der Signale recht beträchtliche Kosten.

Während die Dampflokomotive vor 20 Jahren noch etwa 1,7 Kilogramm Kohle für die Pferdestärke-Stunde verbrauchte, ist heute dank der unablässigen Verbesserung nur noch 1 Kilogramm je PS/Std. erforderlich. Aus diesem Grunde stellt die Deutsche Reichsbahn neuerdings neben der Weiterentwicklung der elektrischen Triebwagen wieder Versuche mit neuen Dampftriebwagen an, die mit Dseuerung und Rückgewinnung des Dampfes arbeiten. Diese Versuche sind heute noch nicht abgeschlossen, doch läßt sich schon so viel übersehen, daß sie wichtige Fortschritte auf dem Gebiete des Eisenbahnverkehrs im Gefolge haben werden. Der Krutenbergische Schnelltriebwagen wird gegenwärtig im Versuchsumfeld der Deutschen Reichsbahn einer eingehenden Prüfung unterworfen. Krutenberg hat seinen Triebwagen neuerdings mit einem Föttinger-Flüssigkeitstriebwerk ausgerüstet. Motor, Kühler und Hilfsmaschinen wurden im vordersten Wagenraum untergebracht. Durch Kardanwellen wird die Motorleistung unter Zwischenhaltung von Vorwärts- und Rückwärtsgetrieben auf die beiden Achsen des Drehgestells übertragen. Der Föttinger-Antrieb soll einen dem Propellerantrieb gleichkommenden Leichtantrieb ergeben, der auch bei mittleren Geschwindigkeiten wirtschaftlich arbeitet.

Zwecks gründlicher Untersuchung der Tunneln hat jüngst die Reichsbahn einen besonderen Wagen bauen lassen, der in Kurven bis in das Tunnelgebiet gefahren wird, die Tunnel selbst indes als Selbstfahrer mit elektrischem Speicherantrieb befährt. Um ein Drehen des Wagens bei Fahrtrichtungswechsel zu vermeiden, besitzt er zwei Führerstände. Auf der Plattform links befinden sich Messgeräte, bestehend aus Storchsichel und Meßrahmen. Auf dem Wagenboden ermöglicht eine von der Plattform aus zugängliche um je 90 Grad nach links und rechts schwenkbare Dreh-

bühne das Abklopfen des Tunnelgewölbes. Der Meßrahmen ist an vier Schwenkarmen federnd aufgehängt, der Meßrahmen selbst trägt wieder fünf drehbare Profilschüssel, mit deren Hilfe die Lichtausprüfung vorgenommen wird. Der bereits genannte Storchsichel dient zur maßstäblichen Aufnahme des Tunnelprofils vom Innern des Wagens aus.

Die von der Deutschen Reichsbahn in Zusammenarbeit mit den Kraftfahrverbänden seit einigen Jahren betriebenen Versuche, die Schranken durch Warnlichter zu ersetzen, haben ergeben, daß die Blinklichter einen vollwertigen Ersatz darstellen. Einweilen sollen deshalb in Deutschland rund 100 Eisenbahnübergänge mit derartigen Signaleinrichtungen an Stelle von Schranken ausgerüstet werden. Weißes Blinklicht bedeutet „Freie Fahrt“ für den Kraftverkehr, rotes Licht hingegen meldet das Nahen eines Zuges und bedeutet also „Halt“ für den Kraftwagen. Da das rote Licht doppelt so schnell wie das weiße Licht blinkt, können die Signale auch von farbenblinden Personen unterschieden werden. Die beiderseits der Bahnstrecke angeordneten großen Signallaternen sind mit einer rot-weißen vieredigen Umrahmung umgeben. Da die Umrahmung und das darauf angeordnete Warnkreuz rückstrahlend (genau wie die Fahrradreflektoren) sind, so können die Signale auch bei Dunkelheit und beim Verlassen der Sichtweite vom Wagenführer gesehen werden.

Eine nordamerikanische Eisenbahngesellschaft hat vor einiger Zeit zwei Dampfer von je 8081 Bruttoregistertonnen, die 145 Meter Länge, 19,4 Meter Breite und 11,7 Meter Seitenhöhe besitzen, für die Beförderung von je 100 Güterwagen zwischen New York, Havana und New Orleans in Dienst gestellt. Die Wagen werden auf vier Decks verteilt, und auf den darin angeordneten Schienensträngen mittels Dampfwinde verschoben. Damit sich die Wagen bei Seegang nicht bewegen können, werden sie durch Haltevorrichtungen gesichert. Die Schiffe entfallen 31,5 Kilometer Geschwindigkeit in der Stunde. Sie stehen also hinsichtlich der Geschwindigkeit den Güterzügen auf Nebenbahnen nicht viel nach. Da das Ein- bzw. Ausfahren der Züge auf den Schiffen nur kurze Zeit in Anspruch nimmt, so ist es wirtschaftlicher, gleich die Wagen mit Inhalt übers Meer zu senden, als die Güter in den beiderseitigen Häfen zweimal umzuladen.

Um den Lokomotivpark möglichst wirtschaftlich auszunutzen, hat man im Laufe der letzten Jahre nicht nur eine Steigerung der reinen Fahrleistungen, sondern auch eine Verkürzung der Behandlungszeiten in den Betriebswerkstätten angestrebt. Hierunter fällt auch die Befohlung der Lokomotiven. Um diese so einfach als möglich zu gestalten, haben sich einige englische Eisenbahngesellschaften Hochbunker bauen lassen, bei denen die gefüllten Kohlenwagen durch einen Schrägaufzug gehoben und ihr Inhalt unmittelbar in den Hochbunker entleert wird. Das Gleis mit dem Kohlenzug führt dicht neben der mechanischen Befohlungsanlage vorbei. Die Wagen werden einzeln abgekuppelt, emporgelassen, entleert und wieder aufs Gleis herabgelassen, worauf der nächste Wagen unter den Aufzug geschoben, gehoben und

entleert wird usw. Auf der anderen Seite des Kohlenbunkers können gleichzeitig zwei Lokomotiven befohlt werden. Der Bunker faßt insgesamt 500 Tonnen Kohle. Das Entladen eines mit 20 Tonnen gefüllten Wagens dauert nur fünf Minuten. In einer Stunde können also 240 Tonnen Kohle in den Hochbunker entladen werden. Die Befohlung der Tender geschieht mit Hilfe selbsttätiger Mechanismen, die erst dann in Tätigkeit treten, wenn der Lokomotivführer die Nummer seiner Maschine eingetragen hat. Er drückt dann auf einige elektrische Druckknöpfe und die von ihm gewünschte Kohlenmenge fällt völlig selbsttätig auf seinen Tender. Ein besonderer Kohlenherausgeber ist also bei dieser mechanischen Anlage nicht erforderlich. Die Hochbunker sind 30 Meter hoch; das Windwerk zum Heben und Richten der Wagen befindet sich auf der Spitze des aus Eisenbeton hergestellten keilförmigen Turmes.

Bei den Dampfmaschinen wird der Dampf, nachdem er seine Strömungsenergie an die Laufräder der Turbine abgegeben hat, im allgemeinen nicht ins Freie gelassen, da er alsdann den Druck der umgebenden Atmosphäre überwinden müßte, sondern in einem geschlossenen Behälter (dem Kondensator) abgekühlt. Das Wärmegefälle des Dampfes wird durch die Kondensation also besser ausgenutzt. Die Dampfturbinenlokomotive A.G., Stockholm, hat jedoch bei einer von ihr gelieferten Turbinenlokomotive diesen bewährten Grundjah verlassen, und die Turbine ohne Kondensation eingerichtet. Der Dampf tritt mit 11,5 Atmosphären Überdruck und 400 Grad in die Turbine ein und mit 0,308 Atmosphären Überdruck ins Blasrohr. Bei der Versuchsfahrt entwickelte die Lokomotive 22 200 Kilogramm Zugkraft, während eine Kohlenlokomotive mit gleichem Reibgewicht nur 17 000 Kilogramm Zugkraft entfaltete. Die Brennstoffersparnis betrug bei der Turbinenlokomotive rund 10 v. H., obwohl ihr Kesselwirkungsgrad geringer als der der Kohlenlokomotive war. Bei gleichem Kesselwirkungsgrad würde also eine noch höhere Brennstoffersparnis möglich sein.

Das Verhalten des Menschen in großen Höhen.

Seitdem das Problem der Weltraumschiffahrt mit dem Fortschreiten der Technik in greifbare Nähe zu rücken scheint, werden von zahlreichen Forschern die von dem ältesten deutschen Fliegerarzt begonnenen physiologischen Untersuchungen fortgeführt. Dieser älteste deutsche Fliegerarzt, Oberstabsarzt a. D. Dr. Kofel, hatte bereits vor Jahren festgestellt, daß unter dem Einfluß geminderten Luftdrucks charakteristische Störungen der geistigen Funktionen auftreten, sobald Sauerstoffmangel eintritt und daß Wiederherstellung der geistigen Fähigkeiten bei Sauerstoffzufuhr rasch eintritt. Es war aber nicht bekannt, bis zu welcher Höhe künstliche Sauerstoffzufuhr noch nützt. Nach eingehenden Vorversuchen an Tieren, ausgedehntem Studium des Stoffwechsels und Befragung der Untersuchungsergebnisse Kofels ließ sich vor einiger Zeit ein Forscher in einer sogenannten Unterdruckkammer einschließen und den Luftdruck bei dauerndem Gebrauch des Sauerstoff-Atmungsgerätes so lange herabsetzen, bis er bewußtlos wurde. Er erreichte bei einer Luftwärme von 3 Grad Celsius einen Barometerdruck von 133 Millimeter Quecksilber. Sein Assistent, welcher den Versuch von außen durch eine Fensteröffnung beobachtete, rettete den Bewußtlosen vom sicheren Tode durch rasche Steigerung des Luftdrucks in der Kammer. Professor Persson, der bekannte Inhaber des Höhenweltrekordes im Freiballon, dessen Rekord erst in diesen Tagen durch den Ballon „Bartisch v. Sigefeld“ gebrochen wurde, erreichte die theoretisch erreichte Höhe (Kennhöhe) dieses Versuches auf 14 300 Meter. Der Versuch hat bewiesen, daß diese Höhe die äußerste Grenze ist, in die der Mensch bei Sauerstoffgebrauch in unkomprimierter Flugzeugkabine oder offener Ballongondel gelangen kann.

Während in solchen Höhen, wie der Versuch und zahlreiche Fälle aus der Praxis beweisen, die Bewußtlosigkeit ohne Übergang schlagartig auftritt, treten die mit Sauerstoffzufuhr wirksam bekämpften Zeichen der Höhenkrankheit erst allmählich auf. Hier beobachtet man Bewußtseinsstörungen, die von immer weiter ausgedehnten Bewußtseinsdefekten umgeben werden. Fehlwahrnehmungen, Fehlschlüsse, Fehlschätzungen und Krämpfe treten auf. Beschleunigt wird das Eintreten dieses krankhaften Zustandes durch Arbeitsleistungen, Hungerzustand und Alkoholgenuss. Diese Höhenkrankheit ist beobachtet von 5 Kilometer Höhe an, tritt aber spätestens bei Höhen von 8 Kilometer auf. Bis zu diesen Höhen ist Sauerstoffzufuhr noch wirksam.

Das sehende Auto.

Eine Verordnung zum französischen Verkehrsgezet bestimmt neuerdings, daß Lastautos, Traktoren und Kraftwagen der schweren Gewichtsklasse ab 1. Januar 1934 an der Rückwand einen Apparat angebracht haben müssen, der dem Chauffeur des Lastautos die Ablicht eines hinter ihm liegenden Wagens, ihn zu überholen, mittels eines Signals zu erkennen gibt. Die Techniker der Pariser Polizei haben dieses neue Instrument entwickelt, das, auf dem Prinzip der Photozelle beruhend, eine Alarmglocke im Führerhaus des Lastwagens zum Anschlagen bringt, sobald die Zelle von den Scheinwerfern des überholenden Motorfahrzeugs beleuchtet wird.

Das elektrische Auge besteht aus jenem eigenartigen Element Selen, das bei Belichtung einen elektrischen Strom ungehindert passieren läßt, den es sonst unterbrochen hätte. Um zu vermeiden, daß das elektrische Auge dem Einfluß der Straßenbeleuchtung unterliegt, ist es in einer kurzen Röhre angebracht und wird zudem in der Nacht abgeschaltet, da die Scheinwerferstrahlen des hinteren Wagens genügen, um das Lastfahrzeug zu warnen. Am Tage spielt sich das Überholen in der angegebenen Weise ab: Das schnellere Automobil bringt den Lichtstrahl seiner Scheinwerfer in die Richtung der auf der Rückseite des anderen Wagens deutlich erkennbaren Photozelle. Sofort ertönt das Alarmsignal im Führerhaus.

Die für den Stromkreis Photozelle-Alarmlingel notwendige elektrische Energie kann mühelos den Batterien der Lastwagen entnommen werden und spielt, da sie sehr gering ist, im Betrieb des Fahrzeuges keinerlei Rolle. In Deutsches Land sagen die Verkehrsbestimmungen, daß auf Supersignal ein Lastfahrzeug rechts heranzufahren hat und sich anstandslos passieren lassen muß; leider kommt es auf deutschen Straßen aber noch immer sehr häufig vor, daß man kilometerlang hinter solchen Ungenümen der Landstraße fahren muß, ehe sie die Überholungsabicht bemerkt haben.

Autozettel. Weist ein stilles einen nahen Auto. man? Nein, nicht an! In der Kaiserstraße ist also noch ziemlich lebhaft Betrieb — ein Kohlenwagen ist im Grund.

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 275.

Sonntag, 8. Oktober

1933.

Die Affäre Dahlskop

Roman von
HANS LEHR

8. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Anna Bidermann bemerkt die Veränderung im Wesen Dahlskops. Die ganzen Tage über war er knapp dienstlich. Sie hat eine Menge Depeschen entgegennehmen und weitergeben, Telefongespräche über Land und See führen und Briefe schreiben müssen; sie ist verwirrt ob der zahllosen Eindrücke, die auf sie einströmen. Der größte Teil des Briefwechsels und der Gespräche wird englisch geführt; auch Dahlskop spricht im Dienst nur englisch. Sie beherrscht die Sprache im großen und ganzen, stößt bei manchen Feinheiten jedoch noch auf Schwierigkeiten. Vor lauter Nachschlagen, Sorge, daß alles klappt, Eifer, in die Geheimnisse der Geheimbezeichnungen einzudringen und Bewunderung ihrer gediegenen und geschmackvoll eingerichteten Wohnung ist sie noch kaum dazu gekommen, über die grundlegende Veränderung in ihrem Leben reiflich nachzudenken.

„Nun, Miß Bidermann, wie gefällt es Ihnen in Schweden?“ fragt Dahlskop in heiterem Wohlwollen.

„Danke, Mister Dahlskop, es gefällt mir ausgezeichnet in meiner Wohnung, im Dienst und im Land, und ich fühle mich recht wohl; froh wäre ich natürlich, wenn ich schon besser eingewöhnt wäre. Das Klima macht mir einstrahlen noch zu schaffen; auch vermissen ich Blumen.“

„Sie lieben Blumen?“

„Sehr!“

„Sie haben infolge des Dienstes sicher erst wenig gesehen; heute mittag wollen wir nach Ångsholmen fahren; veranlassen Sie, daß die wichtigen Nachrichten nach der Nacht weitergegeben werden.“

Anna sagte Generaldirektor Liljencrantz Bescheid. Befremdet denkt sie später über das zudringliche Lächeln nach, mit dem er den Auftrag entgegengenommen hat. Was wollte der Mann zum Ausdruck bringen? Es war eigentlich eindeutig genug, dies Glihern haben Männer nur bei ganz bestimmten Gelegenheiten in den Augen; denken denn alle Männer nur daran? Hält er sie für Dahlskops Geliebte, die mit ihm auf den Landsitz fährt? Soll sie sich ärgern oder lachen? Als ob man nicht Privatsekretärin sein könnte, ganz einfach Privatsekretärin, ohne sonstige Bindung.

Nachmittags ist Dahlskop weiter so heiter wie am Morgen gestimmt. Sportanzug, Mütze und Schmetterlingsbinder leugnen seine fünfzig Jahre. Anna ist erstaunt über die Veränderung; der angespannt arbeitende und stets nervös vorwärtsdrängende Geschäftsmann ist jetzt, losgelöst von den Fesseln der Arbeit, kaum mehr wiederzuerkennen. Er quittiert ihr Stauen mit halb belustigtem, angenehmem Lächeln. In den wenigen Tagen der neuen Tätigkeit hat sie schon viele Gesichter an ihm entdeckt; welches mag das echte sein — oder sind alle echt?

Sie haben nicht weit zu gehen, denn Dahlskops Stockholmer Besitzung liegt am Meer und hat eigenen Schiffs- und Flugzeughafen. Ehe Anna das pracht-

volle Rennboot von außen recht hat bewundern können, hat Dahlskop sie schon an Bord gedrängt, und schon jagt es los, auf die Schären zu. Wie findet der Steuermann nur die Bahn durch dies Gewirr von Inseln? Sie sind flach, tragen Moos, Gräser, Nadelhölzer und scheinen oft aus einem einzigen, mächtigen Felsen zu bestehen.

Anna staunt; wie seltsam und fremdartig schön sind die Inseln und das Meer. Sei, wie der Wind durchs Haar segt; sie hält sich an der Reling fest und schaut mit beglückten Augen kurswärts.

Dahlskop beobachtet sie in lächelnder Befriedigung. Ja, seine Heimat ist schön; er könnte so gut an der Riviera wie in der Schweiz oder in London leben, aber er bleibt hier, er lebt in der Heimat. Mögen viele Felsen auch völlig kahl sein, mag es kühler sein als im Süden, und mag das Meer oft stürmen, er liebt die Heimat, und es freut ihn, daß auch Anna sich wohlfühlt.

Das Rennboot biegt in den Kanholmsfjord ein. Ergriffen blickt Anna an den schier himmelhohen Wänden der Bergriesen zu beiden Seiten hinauf. Sie bewundert die oft in schwindelnder Höhe angelegten kleinen Siedlungen und die herabstosenden Bäche; wenn die Sonne sie trifft, gleichen sie auf zu Lichtwundern in unvorstellbar vielfältiger und leuchtender Farbenpracht.

„Am Ziel!“ ruft Dahlskop.

Anna schritt aus ihrer stummen Bewunderung auf. Das Boot durchschneidet die Wasser des Fjords in schneller Fahrt auf eine bewaldete Insel zu. Ein Landhaus wird sichtbar; die Vorhänge dreier Fenster leuchten neben den dunklen offenen Räumen der dreigeteilten Veranda. Ah — es ist nicht eine Insel, sondern ein kleiner Archipel, bestehend aus einer Hauptinsel, mehreren Tochterinseln und Klippen, die alle durch Brücken und Stege miteinander verbunden sind. Ein Land- oder eigentlich Wasserfisch, wie man ihn sich eigentlicher, natürlicher und persönlicher kaum vorstellen kann.

„Ich heiße Sie willkommen in meinem eigenen Reich, Anna Bidermann!“ ruft Dahlskop heiter, als das Boot in den von Klippen, die durch Molen miteinander verbunden sind, gebildeten künstlichen Hafen eingelaufen ist.

Anna blickt ihn verwirrt an; wie hat er sie angesprochen? Sie vergißt die unausgesprochene Frage rasch, denn als sie den Blick auf die Insel und das Haus richtet, erkennt sie voll grenzenloser Überraschung, daß der Raum zwischen Meer und Haus von einer Blumenanlage ausgefüllt ist; da blühen Maiglöckchen, Tulpen und Lilien so gut wie Rosen und Orchideen in tausendfältiger Blüten- und Farbenpracht.

Sprachlos bewundert sie das Märchenland; erst als sie Dahlskops fröhliches Lächeln bemerkt, kommt ihr zum Bewußtsein, daß die Anlage unmöglich natürlich sein kann; Dahlskop hat binnen Stunden die Treibhäuser Stockholms plündern und diese Pracht anlegen lassen, um ihr, der Sekretärin, eine Freude zu bereiten. Der Sekretärin —? Das Blut schießt ihr heiß zum

Kopf; wie in London, unter seinem Blick, überfällt sie das Gefühl der Hilflosigkeit gegenüber seiner Sicherheit. Er weiß zu werben; sie muß sich wehren, sie darf dem Gefühl des Verfallens nicht erliegen.

„Haben Sie Dank, Mister Dahlskop“, flüstert sie.

Er lächelt in verhaltener Befriedigung und sucht ihren Blick zu fangen, doch sie weicht aus.

Sie nehmen den Kaffee auf der Veranda. Anna lauscht der Stille; an das Rauschen des Meeres hat sie sich so gewöhnt, daß es ihr nicht mehr bewußt wird. Ihr Blick schweift über die Hänge des Fjords, nach den fernem, gewaltig hohen schneebedeckten Berggipfeln und den in tausend Farben schimmernden Gletschern. Wie erhaben ist die Natur; wie klein ist der Mensch.

Dahlskop nimmt die eintreffenden Radiogramme entgegen und gibt auch die Antworten persönlich an den Kapitän der Yacht zur Weiterbeförderung an den Junter. Diese zweite Huldigung ist nicht weniger deutlich als die erste: Dahlskop wünscht nicht, daß Anna sich als Angestellte fühlt. Sie ist Gast; er steht ihr hier auf Alingsholmen nicht als Chef der Sekretärin, sondern als Mann der Frau gegenüber.

Was will er von ihr? Wenn er sie heiraten wollte, würde er sich anders verhalten; sicherlich denkt der eingetragene Junggeselle nicht an eine Heirat. Das, was er anstrebt, ist klar. Er irrt sich; er schätzt sie falsch ein; er ist vielleicht zu sehr an leichte Erfolge gewöhnt.

Dahlskop erzählt von seinen Reisen, von seltsamen Erlebnissen und bedeutenden und eigenartigen Menschen. Es berührt sie angenehm, daß er die eigene Person aus dem Spiel läßt; er erzählt so fesselnd und so erheitend, daß sie oft lachen muß und völlig in seinen Bann gerät. Der Wein erhöht ihre gute Stimmung, und sie ist überrascht, daß sie nicht böse sein kann, als er ihre Hand ergreift und sie spielerisch in der seinen behält. Obgleich sie fühlt, daß der Wein ihr zu Kopf steigt, glaubt sie ihrer sicher zu bleiben; sie erschrickt daher nicht weiter, als der Yachtkapitän meldet, daß die Rückfahrt vorläufig nicht möglich sei, da Sturm drohe.

„Oh — Sturm?“ Einen solchen hat sie noch nicht erlebt. Sie öffnet das Fenster.

„Die schönen Blumen!“ bedauert sie.

Dahlskop zuckt gleichmütig die Achseln.

Sie stutzt; wie gefühllos er sein kann. Jedem Menschen mit Gefühl muß es doch im Herzen weh tun, wenn er erkennt, daß eine solche lebende Pracht von Duft und Farbe sterben muß, denn dem Sturm werden die zarten Treibhauspflanzen sicher nicht gewachsen sein. Er ist nicht empfindsam, aber muß man, um dies Bedauern zu haben und zum Ausdruck zu bringen, rührselig sein?

Leise ernüchtert blickt sie hinaus. Graue und schwarze Wolken verdrängen die letzten Schimmer des Abends. Die Wogen gehen hoch und peitschen die Felsen. Der Gischt spritzt weit über die Ufer. Es braust und heult in der Luft. Ein Blick blendet sie; Donner von nie erlebt heftigem Krachen, Dröhnen und Rollen folgen, das Echo von Fjordwand zu Fjordwand verstärkt und vervielfältigt die unerhörte Wucht der Schläge; sie bebt zurend.

Dahlskop schließt das Fenster und läßt den Laden herab; er legt den Arm um ihre Schultern und lächelt in ihre Augen.

„Angst?“

Sie schüttelt den Kopf, doch ihre Zuchtlosigkeit ist nicht ganz echt. Sie wehrt seinen Arm nicht ab; von seiner Ruhe und Kraft ausstrahlenden Persönlichkeit geht ein Gefühl der Geborgenheit aus, dem sie sich hingeben muß. Als er sie an sich ziehen will, erschrickt sie und macht sich frei; sie hat doch Angst, vor dem Gewitter, vor Dahlskop und — vor sich selbst.

Der Hausmeister tritt ein; er bringt das Gästebuch. Außer einem kurzen drohenden Blick verrät nichts im Gesicht Dahlskops, daß er über die Störung ungehalten ist. Er blättert im Buch, und sie staunt über die Fülle der hier vereinigten Namen von in der ganzen Welt bekannten Fürsten des Blutes, der Wissenschaften, der Künste und des Geldes. Heiße Wellen pochen in ihren Schläfen, als sie Hermann Kämpfers Namen liest.

Dahlskop drängt sie, sich ebenfalls einzutragen; sie tut es mechanisch; ihre Hand will ihr nicht recht gehorchen.

„Ich bin sehr müde“, sagte sie.

„Recht gute Nacht, Miß Anna!“ verabschiedet Dahlskop sich ritterlich. „Achten Sie nicht auf den Sturm; er kann uns nichts anhaben.“ Wiederum sucht er fragend und drängend ihren Blick festzuhalten, doch sie weicht auch diesmal aus.

Sie ist erschöpft, sie schließt das Zimmer ab, geht zu Bett und schläft vor Müdigkeit und infolge des genossenen Alkohols trotz dem Pfeifen und Toben des Sturmes bald ein. Wie lange sie geschlafen hat, weiß sie nicht, als sie erwacht. Der Sturm hat sich gelegt. An ihrer Tür wird leise gepocht; ihr Name wird geflüstert. Das ist Dahlskops Stimme, unverkennbar. Ihr Blut drängt sie zu öffnen, doch sie antwortet nicht, sondern zieht die Decke über die Ohren; es dauert lange, bis der Schlaf wieder den Weg zu ihr findet.

„Ausgeschlafen?“ begrüßt Dahlskop sie am Morgen unbefangen und heiter.

„Danke, Mister Dahlskop.“ Sie atmet befangen und errötet. „Sie dürfen das nicht tun, wenn Sie wünschen, daß ich in Ihren Diensten bleiben soll.“

Dahlskop blickt verblüfft.

„Nachts öffne ich niemand, auch meinem Chef nicht, Mister Dahlskop.“

Dahlskops Blick ist erfüllt von ehrlicher Verständnislosigkeit.

„Was ist denn? Was meinen Sie denn? Ich verstehe Sie nicht, Miß Bidermann.“

„Dann zwingen Sie mich, deutlicher zu werden; ich muß Sie bitten, nächtliche Versuche, in mein Zimmer zu gelangen, zu unterlassen.“

Dahlskop lauscht noch immer angestrengt, als zweifle er, richtig gehört zu haben; sein Blick drückt Verstört-heit aus.

„Das habe ich doch gar nicht versucht; ich habe geschlafen die ganze Nacht.“

„Und ich habe bestimmt nicht geträumt; ich habe Ihre Stimme erkannt, und dann: Wer sonst sollte es gewesen sein?“

Dahlskops Gesicht ist vor Erregung aschgrau.

„Miß Bidermann — wüßte ich etwas davon, ich würde es zugeben. Ich bin auf das tiefste erschüttert; ich muß wieder einen Anfall gehabt haben wie damals in London.“

Es kann kein Zweifel daran sein, daß er die Wahrheit spricht; eine solche aufwühlende Erregung kann kein Mensch heucheln; Anna fühlt, daß sie echt ist.

Dahlskop geht ans Fenster, umklammert den Griff und starrt auf das Meer. Seine Nerven zuden und sein Blut hämmert im Herzen und in den Schläfen. Damals, in London, war das Nichtwissen um sein nächtliches Wandeln geheuchelt; von diesem Klopfen an Annas Tür jedoch weiß er nichts. Was ist mit ihm? Ist er tatsächlich krank? Waren die früheren Erscheinungen, die Leidenschaft, ein Doppelleben zu führen, schon krankhaft, und hat das Leiden sich so verschlimmert, daß er jetzt unbewußt, im Schlaf, Handlungen begeht, an die er in wachem Zustand gedacht hat? Treibt es ihn im zweiten Zustand dazu, sich um die Erfüllung von Wünschen zu bemühen, die im wachen Zustand offen geblieben sind? Er beißt sich auf die Lippen. Er ist abhängig; er ist einer der reichsten Männer der Welt; er hat sich sogar die Unabhängigkeit von seinem Geld bewiesen; was nun, wenn er das wertvollste Gut, die Gesundheit, verliert oder schon verloren hat? Nur ein solches Ende nicht nehmen; nur nicht alles, was das Leben bieten kann, gehabt haben — und dann am Geist verkrüppeln.

Als er sich umwendet, erkennt Anna voll Bestürzung, daß sein Gesicht plötzlich um Jahre gealtert zu sein scheint.

„Es tut mir leid, Mister Dahlskop, daß ich Anlaß gegeben habe —“

Er wehrt ab.

„Ich habe Ihnen die Klarheit über meinen Zustand zu verdanken, Miß Bidermann.“ Er reicht ihr die Hand; sie ergreift sie voll Erbarmen. (Fortf. folgt.)

Wunsch.

Ich möchte wieder sein,
Was ich gewesen:
Der kleine Knabe mit den Leuchteaugen,
Die so verständlich schon im Buch des Lebens lesen
Und doch nicht zum Erkennen taugen.
Ich möchte wieder an der tiefen Schlucht
Des ersten herben Schmerzes stehn
Und unberührt von seiner Taumelwucht,
Traumstillen Augs hinuntersehn.
Ich möchte meine Mutter wieder fragen
Und alles, was das volle Herz bewegt
An Lust und Pein,
In ihre treue Brust hinübertragen,
Wie ich als Kind gepflegt.
Es ist vorbei! Die schönen Jahre schwanden.
Die Wahrheit hat gesprochen und der Schein,
Und an des Schicksals Felsenstein
Ward manche liebe Hoffnung mir zerschanden.
Die Welt ist schlecht,
Und dennoch besser, als ich dachte,
Als ich — erhofft in freilem Bahn;
Und jedes Unrecht, das ich ihr getan,
Wenn ich das eigne Leid in ihr verlaute,
Hat sich, ob lange Sühe auch die Schuld verhehle,
Durch Prüfung und Verfolgung schwer gerächt.
O, blase mir den Staub aus meiner Seele,
Der du Millionen Welten lenkst
Und doch des Wurms im Erddunkel denkst,
Reichtvoller Gott!
Laß mich von Bitterkeit und Spott
Und finstern Grübeleien
Erstarkt in der Guttat Pflicht
Sieghaft genesen!
Durch Irrtum hast du mich zum Schaun geleitet,
Hast Klarheit um mich her gebreitet;
Ich zage ob des Irrtums nicht.
Und kann ich nimmer sein,
Was ich gewesen:
Gib mir im Traum der Kindheit Glauben wieder
Und meiner Mutter Wiegenlieder!

Bernhard Esper.

Der Rundwall.

Skizze von Hedwig August-Weiß.

Brigill, das Mädchen, saß auf dem Wall und sann. Der warme Sommerwind lief durch das hohe Moorgras. Weit sah man über das baumlose Moor, bis hin zu dem heiligen Berge, wo die große Mutter wohnte, die Göttin. Sie sah vielleicht dort oben, so wie Brigill hier unten, und sah über das Land hinaus, über all die endlosen Wälder. Und um ihre leuchtenden Augen, denen nichts verborgen blieb, sah sie vielleicht in der Ferne die heimkehrenden Männer mit ihren Wagen, den müden Zugochsen und den klaffenden Hunden. Viermal hatte der Mond sich schon gerundet und noch immer blieben sie aus. Hirse und Hafer gingen zu Ende, und das kostbare Salz reichte nur noch wenige Tage für Rana, die kranke Mutter des Führers.

Ob er ihr wohl etwas mitbringen wird, da sie doch seine Mutter all die Zeit so treulich gepflegt hatte? Ob er wohl überhaupt manchmal an sie denkt? Ach, wenn sie doch bald wiederkämen! Freudlos ist alles ohne Brutter und schal wie die Suppe ohne Salz, die sie jetzt alle essen müssen.

„Brigill, Rana ruft nach Dir“, schallte eines Knaben Stimme an des Mädchens Ohr. Seufzend verließ die Gerufene ihren Auslug. Schnell durchquerte sie den belebten Dorfplatz. Überall begannen jetzt die Flammen unter den ruhigen Töpfen zu prasseln, die Frauen bereiteten das Abendbrot.

Rana schonte tüchtig, und Brigill mußte ihr die schmerzenden Glieder, in denen die Krankheit des Moores riß, mit gefeitem Dachsfett einreiben. Alle Zaubersprüche nützen nichts mehr. Allein Brigills Hände konnten Schmerzen lindern.

Brigill schlief in Ranas Haus. Das Nachtlager war schön und weich, viel schöner, als es einer Elternlosen zukommt, dafür scheuchte aber das Stöhnen der Kranken gar oft ihren Schlaf. Und Brigill lag wach und lauschte in die Nacht. Könnte da nicht entfernter Zuzuf über das Moor? Brigill richtete sich auf. Oder waren das wieder Wölfe? Nein, das war doch Hundegeßaff! Nichtig, jetzt antworteten die Hunde im Lager und heulten laut auf vor Freude.

Sie kommen! Sie kommen! Das Dorf wurde lebendig. Fackeln entflammten. Die Männer öffneten die Einfahrt am Wall. Es dauerte nicht lange, da ächzten die ungefügigen Wagen herein. Ein Lagerfeuer wurde entzündet. Die Zugochsen bekamen Wasser. Freude und lauter Zuzuf überall, bis Brutter Nachtruhe gebot:

„Freunde, morgen wollen wir berichten und die Anteile ausgeben.“ Sie gehorchten, da er mit Umsicht und Klugheit herrichte, zum Wohle aller. Darauf wandte er sich zu Ranas Haus, um nach der Mutter zu sehen, die er liebte und der er mit großer Achtung begegnete, so daß er auch da ein Beispiel gab.

Aber sah er denn Brigill nicht, die gekannt auf ihn sah? Warum durfte sie nicht zu ihm laufen und ihr klopfendes Herz an seines drängen? Und ihre Liebe wurde groß; aber sie war mehr ein tiefer, schneidender Schmerz, denn eine große Glückseligkeit.

Brutter sprach zu seiner Mutter leise und gute Worte, und dann fragte er nach Brigill. Rana rief das Mädchen. Brutter sagte auch gute Worte des Dankes zu Brigill und strich über ihr weiches Haar. Brigill erötete tief, aber das sah niemand.

Früh begann das Leben inmitten des massigen Ringwalls, der ein etwas höher gelegenes, sandiges Eiland innerhalb des Moores umschloß und die Siedlung gegen den Wolf, das Wasser und räuberische Überfälle schützte. Brigill trat aus der Hütte und schichtete Holz. Auf einmal stand Brutter hinter dem erschrockenen Mädchen. Er holte noch einmal tief Atem, als ob er vor einem schweren Entschluß stände.

„Brigill“, begann er, „Du weißt, welche Enge und Not bei uns herrscht. Die Moorfrau meint es nicht gut mit uns. Das Moorwasser steigt von Jahr zu Jahr, und immer näher schleicht das Moor an den Wall. Die Wiesen versauern. Hafer und Hirse gedeihen nur noch schlecht. Mühe macht es, mit den schweren Wagen die nachgiebige Straße zu befahren. Bald können wir nicht mehr herein und heraus. Drangvoll wird die Enge im Wall. Wir kommen ja mit unseren Töpfen weit herum, und immer habe ich mich umgesehen, ob nicht Raum für uns zu finden sei. Plaz wie wir ihn brauchen, geschützt, weiche und wasserreich, aber auch Töpferton müßte uns die Erde erschließen, damit wir unser Handwerk ausüben können, denn Tausch ist Wohlstand!“

Brigill sah auf und in sein ernstes Angesicht. „Aber Du fandest diese neue, größere Heimat nirgends?“ fragte sie.

„Ja, doch, wir haben sie gefunden, Brigill.“ Das war doch Anlaß zur Freude! Warum freute sich der Führer nicht? Ihre Augen wurden groß und fragend.

„Es ist sehr weit von hier“, fuhr Brutter fort, „es werden Monde vergehen, ehe wir dort sind. Warm scheint dort die Sonne, und die große Göttin gibt Gedeihen und Fruchtbarkeit. Aber wir müssen bald aufbrechen, da noch alle Fluren grün sind und die Früchte des Waldes und der Felder reifen, um Mensch und Vieh zu ernähren; denn unfreundlich betrachten die Stämme den wandernden Fremdling, und noch andere Dörfer stoßen zu uns und wandern mit. Nur der, der sich vereint, wird stark und trotzt den Gefahren.“

„Ja“, sagte Brigill, „dann müssen wir rüsten.“ Und zaudernd setzte sie hinzu, „aber Deine Mutter, Führer?“ Eine Pause war zwischen beiden. Brutter sah in die Ferne, sah einem Storch zu, der sich langsam auf das Moor herabließ. Eine Angst stieg wie eine heiße Welle in dem Mädchen auf. „So sprich doch“, flüsterte sie. „Brigill“, sagte er, „die Göttin allein weiß, wie schwer es mir fällt, aber ich muß Euch zurücklassen, Rana und Dich und noch andere. Ich vertraue Dir die Mutter an und alle die Kranken und Schwachen. Sie würden eine übergroße Last für uns sein. Unsere Wagen reichen nicht aus.“

Brigill hörte wortlos zu, wie versteinert. Nur zwei große Tränen lösten sich aus ihren weitoffenen Augen und liefen über ihr Gesicht. „Brigill!“ riefnte der Mann, und er nahm ihre Hand und legte sie über seine brennenden Augen. Da löste sich alles in ihr, und mit einer gütigen, beinahe mütterlichen Bewegung zog sie seinen Kopf herunter und küßte ihn schein und leise auf die Stirn. Er nahm sie in seine Arme und legte ihr Gesicht an seine Schulter. Wortlos standen sie. Nur ab und zu schüttelte ein Schluchzen ihren Körper. „Ich hol' Dich, Brigill“, tröstete er immer wieder und streichelte ihr Haar.

Und eines Tages nach mannigfachen Beratungen war man so weit. Die Wagen standen fertig ausgerüstet. Alles Gut war aufgeladen: Töpfe und Wollzeug, Steingeräte und Leinen, Bronzezeug und Belgjaden. Alle Schmuckstücke hatten sie angelegt, Goldreifen und Bronzenadeln und Ketten aus glashellem Bernstein. In langer Reihe stand das Rindvieh, und die langhaarigen Schafe blöten verängstigt in den Morgen. Die Ausziehenden waren ernst und gesaft.

Rana wurde herausgetragen. Beidwörend hob sie die abgezeigten Arme dem flammenden Berge entgegen und flehte um Segen für ihr Volk. Und segnend hielt sie die Hände über ihres Sohnes Scheitel.

Dann zogen die Wagen an. Schweigend schritt das Volk aus dem Wall. Brutter ging voran. Er blickte nicht zurück, nicht zurück zu Brigill, die auf dem Wall stand und dem Zuge nachsah, bis ihn die Ferne verdeckte und das Hundegeßaff im Winde vertrieb.

Man hatte den wenigen, die zurückbleiben mußten, reichlich gelassen, was sie benötigten: Rindvieh und Schafe, Getreide und Mahlsleine, Bronzeart, Steinhammer und einen Topf mit Salz.

Als Rana gestorben und ihre Asche auf dem weitentlegenen Friedhof zu den Urnen ihrer Ahnen gestellt war, da kam die große

Unruhe über Brigill. Täglich erklomm sie den Wall und blühte die Moorstraße hinab, die schon ganz zugewachsen war. Aber niemals kam Brutter. Die Alten und Schwachen sanken dahin, immer einsamer wurde es im Wall. Und eines Tages fand Brigill weiße Haare unter ihren blonden, aber niemals kam Brutter! Die Sehnsucht wurde still in Brigill, nur wenn der Wind von Südosten singend über die Heide strich, da klang es wie ein leises, wehes Lied in der verlassenen Frau auf.

Nach vielen Jahren sah sie auf einmal zwei Reiter am Rande des Moores winken. Sie fanden den Zugang zur Burg nicht mehr. Die Frau führte die Verirrten in den Wall. Es waren zwei stattliche Männer, reich mit Schmuck versehen. Sie nannten sich Kemturt und Guto und hatten als Knaben hier im Wall gespielt. Nun kamen sie zurück und brachten etwas für Brigill: In einer zierlichen Urne, die Asche vom Herzen Brutters, der ehrenvoll auf der Wallstatt geblichen war, betrauert von seinem Volke. „Mein Herz trag in die Heimat zu Brigill“, so hatte er befohlen, „denn es hat nie einem anderen Weibe gehört, und konnte ich nicht im Leben bei ihr sein, so bringe ich im Tode zu ihr zurück.“

Und sie berichteten von sich und dem neuen Leben. „Wir nehmen dich mit, aus Deiner Einsamkeit“, sagten sie. Aber die alte Frau wollte nicht. Die Reiter zogen wieder fort und nahmen ihren Weg nach Südosten. Aber alt ihren und auch Kanas zurückgelassenen Schmuck hatte Brigill ihnen noch anvertraut und ihrem Volke als Vermächtnis mitgegeben. Eines Tages, als der Sturmjäger machtvoll nach Südosten rauchste, da erschlug sie alles Vieh, das in den Ställen unter dem Wall stand, und warf die Brandfadel in das ausgebröckelte Holz der Befestigung.

Als sich die Flammen gegen den Himmel bäumten, da warf sie sich vom Wall herunter, Brutters totes Herz fest an ihr lebendes gepreßt.

Jahrhunderte, Jahrtausende gingen über das einsame Grab. Unüberwindlich stand der Rundwall im Moor. Die Sage entstieg ihm und raunte durch die Stämme und Völker, die sich um ihn siedelten. Und noch heute weht der Wind wie ein wehes Lied über das einsame Moor und den Rundwall.

Die Jagd nach der Briefmarke.

Von Ulrich Zellen.

Postrat Horngiebl kam etwas verspätet nach Hause. Um sechs Uhr war sein Dienst zu Ende gewesen — nun ging es auf halbsehn. Seine Frau sagte nichts — er war umso freundlicher, hütete sich aber, der holden Gattin allzu nahe zu kommen. Denn Alkohol in jeder Gestalt hinterläßt einen gewissen Dufte, der sich nicht verkennen läßt, und Postrat Horngiebl hatte eben Alkohol in jeder Gestalt zu sich genommen. Wenn auch nicht in übermäßigen Mengen. Als er sich über das warmgestellte Abendbrot hermachte, fragte seine Frau:

„Und den Brief? Den hast du natürlich wieder in der Tasche. Aufzugeben vergessen, wie immer!“

Postrat Horngiebl sah auf. „Was denkst du nur? Natürlich habe ich den Brief aufgegeben — keinestwegen habe ich mich ja gerade etwas verspätet.“

„Etwas verspätet ist gut!“

„Na ja — so schlimm ist es doch nicht, liebe Julie. Neun Uhr durch! Und wenn der Brief nicht gewesen wäre...“

„Na, hör schon auf! Diese Entschuldigungen kennt man!“

„Wenn ich dir sage — Ehrenwort! Also, hör’ zu! Ich hatte — das gebe ich ohne weiteres zu — den Brief vergessen. Ich hatte ihn im Amt aufgeben wollen, aber im Amt denkt man nicht an seine Privatangelegenheiten, sondern an den Dienst.“

„Was du nicht sagst!“

„Jawohl, Teuerste, so ist das. Ich ging also so gegen halbsieben weg — ich hatte mich mit der Abrechnung ein wenig verspätet — und da der Abend sehr schön war, wollte ich den Heimweg zu Fuß machen. Du weißt ja, wie gerne ich laufe. Ich schied also los und freute mich über den schönen Abend und auf die halbe Stunde Spaziergang, die ich doch, weiß Gott, den Tag über redlich verdient hatte. Ich bin etwa zehn Minuten gegangen, da will ich mir die Nase schmeuzen, greife in die Tasche, und habe den Brief in der Hand. Donnerwetter, denke ich, wie unangenehm! Im Amt hätte ich ihn nur zu frankieren und in den Korb zu werfen brauchen — jetzt muß ich nach einem Briefkasten suchen! Zunächst also will ich den Brief frankieren, z’he meine Brieftasche — natürlich habe ich gerade keine Zwölfermarke. Alles ist da, nur ausgerechnet keine Zwölfermarke. Ich überlege: soll ich deswegen ins Amt zurückgehen? Das lohnt doch wohl nicht. Da hol’ ich mir lieber eine Marke aus dem Automaten! Ich denke nach: wo ist der nächste Automat? In der Kaiserstraße, glaube ich. Ich biege also vom direkten Weg ab und gehe in die Kaiserstraße!“

„Sieh mal an: in die Kaiserstraße!“

„Jawohl! Weißt du vielleicht einen näheren Automaten? Nein, siehst du! In der Kaiserstraße ist also noch ziemlich lebhafter Betrieb — ein Kohlenwagen ist zu Bruch gegangen, die Leute stehen dicht gedrängt, obwohl natürlich nichts zu sehen ist. Ich kämpfe mich mit Not durch das Gedränge, erreiche meinen Automaten — was glaubst du? Erbrochen. Ausgeraubt. Funktioniert nicht! Zum nächsten Automaten also. In der Bettiner Allee. Das ist zwar ein neuer Umweg, aber was will ich machen? Der Brief muß doch fort. Was glaubst du, was der Mensch für Pech haben kann: der Automat in der Bettiner Allee ist außer Betrieb! Nun fange ich an, wütend zu werden, renne nach dem Neuen Markt — dort wird der Automat doch hoffentlich funktionieren! Nein, er funktioniert nicht! Mein Geld kommt glatt wieder heraus und ich habe keine Marke! Was soll ich tun? Die Läden sind inzwischen geschlossen — es hieß mir wahrhaftig nichts anderes übrig, als in ein Restaurant zu gehen, ein Glas Bier zu trinken und mir eine Zwölfermarke geben zu lassen. Und da habe ich mich eben ein paar Minuten aufgehalten. Aber der Brief ist aufgegeben, und das ist doch schließlich die Hauptsache. Habe ich nicht recht? Bin ich nicht ein musterhafter Ehemann?“

„Ein Erbschwinder bist du!“ sagt Frau Horngiebl wütend; „ich habe dir nämlich gar keinen Brief mitgegeben!“

Welt u. Wissen

Was ist Tabu? Das Wort Tabu hat sich in letzter Zeit auch in der allgemeinen Umgangssprache eingebürgert, ohne das jeder recht weiß, was das eigentlich bedeutet. In der Festschrift zum 70. Geburtstag des Sprachforschers Rudolf Much hat Friedrich Pfister dem Wort einen eigenen Aufsatz gewidmet. Er will damit ein Beispiel für das Geseh erbringen, daß „mit der Veränderung der Kultur die Wörter ihren Sinn verändern“. Das polynesiische Wort „Tabu“ wird gewöhnlich mit „heilig“ übersetzt, aber der christliche Begriff des „Heiligen“ deckt sich damit durchaus nicht. Vielmehr bedeutet „Tabu“ in der Vorstellung der Polynesier alles, was über eine besondere Kraft verfügt, sei es im Bösen oder im Guten. Nicht nur religiöse Vorstellungen werden davon berührt, sondern auch weltliche. So findet man das Tabu aus dem Gebiet der Wirtschaft und der Technik, des Brauches im Kriege, in den alltäglichen Sitten und Gebräuchen. Nun ist es möglich, daß diese Erweiterung des Begriffes, die über das mit „heilig“ Bezeichnete hinausgeht, erst nachträglich entstanden ist. Auch bei uns im Deutschen gibt es diesen Begriff des Tabu, so zum Beispiel, wenn ein Glas, aus dem bei irgend einer feierlichen Gelegenheit getrunken wurde, nachher zerstückt wird, weil es durch die Segenshandlung eine besondere Kraft erhalten hat und „Tabu“ geworden ist. Hier ist also die Sache geblieben, aber das Wort dafür ist geschwunden. Im Germanischen hieß der Begriff, der sich mit dem ursprünglichen „Tabu“ deckt, „heilig“ oder „weih“; erst durch die Christianisierung sind die Begriffe des Heiligen und Geweihten von der ursprünglichen heidnisch-magischen Bedeutung ausgelöst worden.

Das Ende des Polarjahres. Das zweite Internationale Polarjahr, zu dem sich 20 Nationen zusammengetan hatten, neigt sich seinem Ende zu, wie der Direktor des erdmagnetischen Laboratoriums des Carnegie-Instituts in Washington, Dr. J. A. Fleming, mitteilt. Die zahlreichen Beobachtungsstationen, die von den verschiedenen Regierungen im Nordpolarkreis eingerichtet wurden, werden demnächst ihre Arbeiten abschließen und ihre Ergebnisse dem Büro der Internationalen Kommission in Kopenhagen einsenden. Das Programm, das wohl das umfangreichste war, das sich die Polarforschung bisher überhaupt gestellt hat, ist über alle Erwartungen glücklich durchgeführt worden. Hunderttausende von Beobachtungen, die sich auf das Gebiet der Meteorologie, der Erdphysik, der Ozeanographie und der Naturgeschichte beziehen, sind aufgezeichnet worden. Alle diese Berichte werden nun in Kopenhagen und dann an wissenschaftlichen Instituten über der ganzen Erde zur Ordnung und eingehenden Bearbeitung verteilt werden. Ein besonders großer Teil soll dem erdmagnetischen Laboratorium in Washington zufallen. Unter den europäischen Völkern haben sich bei dieser Arbeit die Russen ausgezeichnet, die 92 Sonderstationen an der Arktischen Küste von Europa und Sibirien eingerichtet hatten. Man muß damit rechnen, daß die gesammelten Daten erst nach einigen Jahren soweit verarbeitet sein werden, um sie in wissenschaftlichen Veröffentlichungen fruchtbar zu machen. Der Teil des Programms, der sich auf den Südpolarkreis bezieht, wird bis zum Jahresende weitergeführt. Die Arbeiten konnten erst in der Mitte des südlichen Sommers aufgenommen werden; sie werden von einer viel kleineren Zahl von Sonderstationen durchgeführt.